

Moritz Ege; Jeremy Gilbert; Alexa Färber; Ben Trott; Alexandra Schwell; Rainer Winter

Debatte: Cultural Studies als Konjunktur- und Konstellationsanalyse. Zur Einleitung

2019

<https://doi.org/10.25969/mediarep/16770>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ege, Moritz; Gilbert, Jeremy; Färber, Alexa; Trott, Ben; Schwell, Alexandra; Winter, Rainer: Debatte: Cultural Studies als Konjunktur- und Konstellationsanalyse. Zur Einleitung. In: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften*. Kultur und Bildung – Kulturelle Bildung?, Jg. 6 (2019), Nr. 2, S. 101–136. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/16770>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:6:3-zfk-2019-24113>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Cultural Studies als Konjunktur- und Konstellationsanalyse. Zur Einleitung

Moritz Ege

Die Frage, ob der im Aufstieg begriffene Rechtspopulismus bzw. Rechtsradikalismus eher politisch-ökonomisch oder eher ›kulturell‹ zu erklären sei, prägt aktuell weite Teile der wissenschaftlichen Debatte über die Entwicklungen und Umbrüche unserer Zeit. In anderer Weise als in den Debatten über den ›Kulturalismus‹ der 1990er-Jahre (vgl. Kaschuba 1995) steht damit wieder die Bedeutung und der Status des Kulturellen in großen politischen Konflikten in der Diskussion. Auch heute geht es um die Reichweite zentraler Begriffe und Denkfiguren der Kulturwissenschaften – und um die politischen Ansprüche und Verwicklungen von letzteren. In der *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* lotete zuletzt u.a. Doris Bachmann-Medick (2017) mit Thesen zu einem »*socio-political turn*« die Formen und Effekte neuer Politisierungen innerhalb unserer Disziplinen aus, der aktuelle Debattenteil stellt Fragen, die damit verwandt sind, hat aber einen anderen Fokus und widmet sich einer aktuellen Position der Cultural Studies.

Den Cultural Studies als einer spezifischeren kulturwissenschaftlichen Schule kommt in Diskussionen um die Politik des Kulturellen, sowohl in Fachkreisen als auch außerhalb derselben, eine doppelte Rolle zu: Für ihre Befürworter*innen stehen sie für eine Traditionslinie explizit politisch auftretender, theoretisch undogmatischer, (pop)kulturell (im Weber'schen Sinn) ›musikalischer‹, kritisch-linker Kulturwissenschaftspraxis, auch nach dem kurzen Hype, den es in den 1990er-Jahren im deutschsprachigen Raum um sie gab. In einem anderen, wohl nicht weniger

weit verbreiteten Verständnis sind sie dagegen eine Chiffre für all das, was nach Auffassung der jeweiligen Kritiker*innen in den Kulturwissenschaften der letzten Jahrzehnte (angeblich) falsch lief: Wahlweise die vielgeschmähte Identitätspolitik, das Aufgeben des Bildungskanons und der klassischen Geisteswissenschaften, beziehungsweise einer strengeren z.B. philologischen oder ethnografischen Methodik, oder auch die Verwechslung von Fragen der Alltagsästhetik mit solchen ernsthaften politischen Widerstands. (Von der rechtradikalen Obsession mit den Gefahren des ›Kulturmarxismus‹ gar nicht erst zu reden). Solche Frontstellungen prägen die internationale, aber auch die deutsche Rezeption der Cultural Studies, akademisch wie feuilletonistisch.

Jeremy Gilbert, Popkulturforscher, Kulturtheoretiker und Autor vieler zeitdiagnostischer Analysen mit politisch-interventionistischer Ausrichtung, macht im folgenden Debattenbeitrag eine Auffassung dieser kulturwissenschaftlichen Schule stark, die sich nicht an diesen Schlagwörtern abarbeitet, sondern einem anderen Orientierungspunkt folgt: Cultural Studies als *conjunctural analysis*, als konjunkturelle Analyse oder Konjunkturanalyse. Gilbert argumentiert, dass Cultural Studies wesentliche Beiträge zu einem besseren Verständnis von gesellschaftlichen Situationen wie der gegenwärtigen leisten können, weil sie eine konjunktur- oder konstellationsanalytische Arbeits- und Denkweise entwickelt haben, die ein transdisziplinäres Zusammendenken von politischen, ökonomischen und kulturellen Entwicklungen und Kräfteverhältnissen

ermöglicht. Dafür sei ein spezifisch relationales Verständnis des Kulturellen erforderlich. Wie im Laufe des Textes deutlich wird, positioniert er sich damit auch zur Frage nach politisch-ökonomischen oder kulturellen Erklärungen der gegenwärtigen Lage.

Conjunctural analysis ist kein neues Vorhaben, auch das macht Gilbert deutlich, es ist zunächst einmal ein Schlagwort aus dem Zusammenhang einer theoriepolitischen Konstellation der 1970er- und 1980er-Jahre, die von Neomarxisten wie Antonio Gramsci, Louis Althusser, Nikos Poulantzas und Stuart Hall geprägt wurde. Von *historical conjunctures* zu sprechen, hatte in dieser Konstellation vor allem das Ziel, sich vom ökonomischen Reduktionismus und von der Vorstellung zu lösen, die wesentlichen Einsichten über die politische Lage seien aus den werttheoretischen Grundbegriffen Marx' abzuleiten. *Conjunctural analysis* sollte die marxistische Diskussion empirisch und mit Blick auf verschiedene Machtverhältnisse öffnen, ohne dabei die Kritik der politischen Ökonomie über Bord zu werfen. Als ›historisch‹ wurden diese Situationen, Momente oder Phasen weniger deshalb gekennzeichnet, weil sie in der Vergangenheit lagen, was allerdings meist auch der Fall war, sondern eher, weil sie unter dem Aspekt ihrer historischen Bedingt- und Gewordenheit betrachtet wurden. Für eine materialgesättigte Analyse auf dieser methodologischen Grundlage steht in den Cultural Studies vor allem ein Buch: *Policing the Crisis. Mugging, the State, and Law and Order* von Stuart Hall, Chas Critcher, Tony Jefferson, John Clarke und Brian Roberts (1978), eine Analyse des heraufziehenden Thatcherismus und nicht zuletzt eine neuartige Rassismusanalyse. Viele der Beiträge von prominenten Cultural-Studies-Autor*innen wie Paul Gilroy oder Angela McRobbie und vor allem eben Stuart Hall lassen sich in diesem Sinn als Beiträge zur *conjunctural analysis* lesen; bei Hall sind nicht nur ›große‹ gesellschaftliche Konstellationen, sondern alle wesentlichen Begriffe, insbesondere der Identitätsbegriff, ›konjunktural‹ gedacht.

In den Cultural Studies und in ihrem unmittelbaren Umfeld waren konjunkturanalytische Überlegungen in der Folgezeit nie gänzlich verschwunden, einige Referenzpunkte veränderten sich aber mit den kulturtheoretischen Paradigmen. So nutzte z.B. die Geografin und Raumtheoretikerin Doreen Massey den *conjuncture*-Begriff und ein Modell des »*thinking conjuncturally*«, um das Zusammenkommen dynamischer, asynchroner zeitlicher und räumlicher (Verlaufs-)Kategorien im ›Hier und Jetzt‹ begrifflich zu fassen und damit auch »*historico-geographic conjunctures*« kenntlich zu machen (Massey 2005: 19; 139ff.; vgl. auch Hall/Massey 2010). Konjunkturanalytische Programmatiken entwickelten sich auch außerhalb der Cultural-Studies-Schule (offenbar in wechselseitiger Indifferenz), allerdings in einem weniger kulturwissenschaftlichen Sinn, z.B. bei der chilenischen Soziologin und Althusser-Schülerin Marta Harnecker (1969) und dem chilenischen Philosophen Helio Galardo (1990). Insgesamt rückte das konjunkturanalytische Vokabular mit der Zeit aber doch in den Hintergrund und gewann in der anglophonen Diskussion erst Mitte der Nullerjahre wieder an Prominenz. Ausschlaggebend waren dafür zunächst programmatische Texte von Lawrence Grossberg (2008), der das Konzept mit einem poststrukturalistischen und affekttheoretischen Dreh versah. Infolge der Finanzkrise und der damit zusammenhängenden Erschütterungen entstanden dann einige neue Initiativen, Lese-, Arbeits- und Forschungsgruppen zwischen Kultur- und Sozialwissenschaften, vor allem in Großbritannien (vgl. dazu Bramall/Pitcher 2013). Für Stuart Hall (2011) und John Clarke (2010), die *Policing-the-Crisis*-Mitautoren, aber auch für Massey (Hall/Massey 2010) stellte sich nun vor allem die Leitfrage, ob infolge der Krisen seit 2008 die neoliberale *conjuncture* an ihr Ende gekommen sei und, falls dem so wäre, was daraus folgen würde. Die daran anschließende Diskussion wurde vor allem in den Zeitschriften *new formations* und *Soundings* geführt. Provisorische Ergebnisse

flossen in das *Kilburn Manifesto* (Hall/Massey/Rustin 2013) ein, das zeitdiagnostische Kulturwissenschaft und strategische Überlegungen mit politischem Aufbruchcharakter zusammenbrachte. Auch die Arbeiten von Rebecca Bramall und anderen über die britische »austerity conjuncture« (Bramall 2012; Bramall et al. 2016) führen diese Debatten fort.

Angesichts der politischen Entwicklungen in Großbritannien und den USA der letzten drei Jahre gilt die Aufmerksamkeit zuletzt stärker den Erfolgen der politischen Rechten, ihren Formen, Hintergründen und Widersprüchen (vgl. zum Brexit Clarke/Newman 2017, 2019). Lawrence Grossberg hat mit *Under the Cover of Chaos. Trump and the Battle for the American Right* (2018) eine erste konjunkturanalytische ›Trumpismus‹-Analyse skizziert. Explizite Bezugnahmen auf *conjunctures* finden sich in den letzten Jahren aber nicht nur in den Cultural Studies im engeren Sinn, sondern auch an (zumindest auf den ersten Blick) so unterschiedlichen Stellen wie in der postkolonialistischen kritischen politischen Ökonomie (vgl. z.B. Gallas 2017), der Queer Theory (vgl. dazu ausführlich den Beitrag von Trott), der (kritischen) ethnologischen Migrationsforschung (vgl. z.B. Glick Schiller/Povzanovic Frykman 2018) oder, eher *en passant*, bei poststrukturalistisch-assemblagetheoretischen Gegenwartsdiagnostikerinnen wie Anna Tsing (vgl. Tsing 2015).

Für die deutschsprachige Cultural-Studies-Rezeption seit den 1980er-Jahren war der konjunkturanalytische Zugang kein wirklich zentrales Motiv. Subkultur, Identität, Widerstand, Hybridität oder Medien-, Praxis- und Diskurstheorien waren sehr viel prominentere Stichwörter. Einerseits. Andererseits taucht das Motiv an einigen Stellen dieser Rezeptionsgeschichte durchaus auf, mit ganz unterschiedlichen Akzenten: zum Beispiel in Rolf Lindners Ausführungen über die Methodologie der Cultural Studies und deren Wissenschaftsgeschichte, die sich um einen erfahrungsbasierten Kulturbegriff und den relationalen

Charakter historischer Momente drehen (vgl. Lindner 2003), und in darauf aufbauenden historischen und ethnografischen Studien (z.B. Schwanhäußer 2010, Ege 2013, Chakkalikal 2014, Wietschorke 2014a), oder auch in eher gesellschaftstheoretisch fundierten Forschungen über »Konjunkturen des Rassismus« (Demirović /Bojadžijev 2002), die sich an der englischen und französischen Rassismusanalyse mit ihren Hall- und z.T. auch Althusser-Bezügen orientieren, oder jüngst auch in einer Tagung unter dem Titel »Gefährliche Konjunkturen« am Haus der Kulturen der Welt in Berlin, die einem Schlüsselwerk Étienne Balibars und Immanuel Wallersteins gewidmet war. Alex Demirović spricht in seinen neueren, primär politisch-ökonomischen Krisenanalysen den Konjunkturbegriff am Rande an (2018).

Mit diesen im Detail doch sehr unterschiedlichen theoretischen, methodologischen und disziplinären Hintergründe und Orientierungen illustrieren diese Bezugnahmen die Bandbreite, aber auch das transdisziplinäre Übersetzungs- und Kollaborationsversprechen der *conjunctural analysis*. Gilberts Text schließt an den hier vorgestellten (anglophonen) Literaturkomplex an, er konzentriert sich aber vor allem auf eine Frage, die dort höchstens am Rande auftaucht, nämlich auf die Frage nach dem Kulturbegriff, der die Beschäftigung mit der kulturellen Seite von *conjunctures* anleitet und prägt. Anspruch und Gestus dieser Debatte sind es dabei nicht, mit der *conjunctural analysis* eine bahnbrechende, rundum neue Theorie/Methodologie oder gar ein neues Paradigma gefunden zu haben, sondern sie hat eher die Form von historischen Rückgriffen, Zwischenresümees, Aktualisierungen, Provisorien, Übersetzungen und Neuverknüpfungen – ein Gestus, der gut zum Denkstil der Cultural Studies passt.

Einige Anmerkungen zur Übersetzung des auf Englisch für die ZfK-Debatte geschriebenen Statements von Jeremy Gilbert und zu den Begrifflichkeiten: ›Conjunctural analysis‹ wird in Übersetzungen und deutschsprachigen Texten meist als ›Konjunktur-‹

oder ›Konstellationsanalyse‹ übersetzt, als ›Analyse von Konjunkturen‹, gelegentlich auch, mit einer Übersetzung, die Rainer Winter in diese Diskussion eingebracht hat, als ›konjunkturelle Analyse‹. Aber: Während das deutsche Wort ›Konjunktur‹ in allererster Linie auf wirtschaftliche Zyklen relativ kurzer Dauer verweist, fehlt diese Bedeutung in der englischen Semantik fast völlig. Es geht hier – und damit auch in weiten Teilen der anglophonen Debatte – vor allem um das Zusammenkommen und Zusammenfügen von Elementen (im Sinn von *to conjoin*, bzw. lat. *conjungere*). Die Übersetzung als ›Konjunktur‹ provoziert deshalb viele Missverständnisse, da sich der Ansatz tatsächlich nicht, oder nur am Rande, mit wirtschaftlichen Zyklen beschäftigt, wie es das deutsche Wort vermuten ließe. Deshalb auch ›konjunkturelle‹ und nicht ›konjunkturrelle‹ Analyse. Diese Anmerkungen sollten im Folgenden mitgedacht werden. Allerdings wird die Lage noch einmal dadurch verkompliziert, dass die englische

Formulierung auf italienische und französische Begriffe zurückgeht: ital. *coniuntura* und frz. *conjoncture*. In beiden Sprachen, also auch im Italienischen Antonio Gramscis, sind die ökonomische Bedeutung und der Aspekt des Kurzfristigen tatsächlich recht prominent, im Unterschied zum Englischen, sodass das deutsche Wort semantisch näher bei Gramsci ist als bei Hall. Die Übersetzung als ›Konstellation‹ bzw. ›Konstellationsanalyse‹ würde diese Probleme umgehen und wäre insofern auf den ersten Blick näher an einer Bedeutungsentsprechung mit dem englischen Begriff – sie hat auch, was ja durchaus erwünscht sein kann, in stärkerem Maße einen kulturwissenschaftlicheren Klang. Sie lässt aber die Vorstellung einer Aktivität, auf die das Zusammengefügt-Sein zurückgeht, vermissen, die für dieses Gedankengebäude wichtig ist. Zudem erzeugt sie für viele Leser*innen vermutlich Anklänge an Theodor W. Adornos Begrifflichkeiten, die inhaltlich nicht zwingend sind, beziehungsweise erst genauer zu durchdenken wären.

Das Kulturelle in politischen Konjunkturen

Jeremy Gilbert

Die Kernaufgabe und das Hauptziel der Cultural Studies ist *conjunctural analysis*, so heißt es (Grossberg 2010: 40-43). Doch was bedeuten diese Begriffe? Konjunkturelle Analyse kann recht allgemein als die Analyse konvergierender und divergierender Tendenzen definiert werden, die die Gesamtheit von Machtbeziehungen und -verhältnissen innerhalb eines gesellschaftlichen Feldes in einem bestimmten Zeitraum prägen. Aus diesem Blickwinkel betrachtet, lassen sich Cultural Studies als eine Spielart von politischer Soziologie begreifen, deren analytische Praxis sich auf die Untersuchung semiotischer Praktiken konzentriert, vor allem mit qualitativen Untersuchungsmethoden. Das Hauptziel besteht darin, Machtbeziehungen und

-verhältnisse innerhalb gesellschaftlicher Felder zu kartieren. Dabei steht insbesondere die Frage im Fokus des Interesses, wie sich diese Verhältnisse zum jeweiligen Zeitpunkt verändern.

Eine solche Beschreibung von Cultural Studies mag viele Leser*innen überraschen. Cultural Studies sind ein notorisch instabiles Forschungsfeld (vgl. Gilbert 2008); unter ihrem Namen wurden und werden höchst unterschiedliche Formen von Wissensproduktion betrieben. Vieles von dem, was unter der Überschrift Cultural Studies geschrieben und gelehrt wird, insbesondere in anglophonen Graduierten- und Postgraduiertenprogrammen, dreht sich eher um kritische Theorien und spekulative

Philosophie als um eine systematische Untersuchung der Gegenwartskultur selbst. Texte, Kunstobjekte oder zeitgenössische gesellschaftliche Phänomene werden dazu genutzt, philosophische Aussagen zu illustrieren oder dienen als Gegenstand leichtfüßiger, kulturtheoretisch informierter Kommentartätigkeit. Die Frage, wie solches Kommentieren mit der größeren Aufgabe zusammenhängt, die Besonderheit eines bestimmten historischen Moments zu verstehen, rückt häufig in den Hintergrund. Das sage ich nicht, um solche Arbeiten abzuwerten oder zu kritisieren, sie können ganz im Gegenteil scharfsinnig, erkenntnisförderlich und wertvoll sein, sondern weil Leser*innen, die mit derartigen Varianten von Cultural Studies vertraut sind, auf meine eigene Charakterisierung der Ziele dieser Disziplin möglicherweise mit Erstaunen reagieren. Dennoch entspricht meine Beschreibung von Cultural Studies im ersten Absatz derjenigen, der einige der einflussreichsten Figuren, die dieses Feld bestimmt und definiert haben, zustimmen würden oder zugestimmt hätten.

Wer mit dem Feld nicht vertraut ist, mag dann die Frage stellen, warum dieses Vorhaben denn ›Cultural Studies‹ genannt werden soll, wenn es sich vor allem um eine Form politischer Analyse handelt, wenn auch um eine, deren Verständnis des Politischen weiter reicht als das der Mainstream-Politikwissenschaft. Eine Antwort auf diese Frage müsste auf die Organisation wissenschaftlicher Disziplinen im Großbritannien der 1960er-Jahre zu sprechen kommen (vgl. Dworkin 2012), was ich an dieser Stelle nicht tun möchte. Aber trotzdem steht damit die Frage im Raum, was genau der Ort von ›Kultur‹ und ›des Kulturellen‹ im Vorhaben der Cultural Studies ist, wenn dieses Vorhaben den wiederholten Aussagen der Beteiligten zufolge letztlich das einer erweiterten politischen Soziologie sein soll. Um diese Frage soll es in diesem Beitrag gehen, wobei es zunächst zu klären gilt, welche Rolle *conjunctural analysis* innerhalb der Disziplin Cultural Studies spielt.

Cultural Studies als Disziplin zu bezeichnen, unterstellt möglicherweise mehr Kohärenz und Abgrenzbarkeit als tatsächlich angebracht ist (vgl. Gilbert 2008). Dennoch: Seit den späten 1950er-Jahren lässt sich eine Traditionslinie von Theoriebildung und Analysen identifizieren, in denen der Fokus auf so etwas wie konjunktureller Analyse liegt. Üblicherweise werden die britischen Forscher Raymond Williams (1921-1988) und Stuart Hall (1932-2014) als Schlüsselfiguren der Gründung der Cultural Studies benannt. Dafür, dass sich Halls Arbeiten und auch die Vorstellung, dass dieses Werk ein kohärentes und in sich vollständiges intellektuelles Programm darstellt, innerhalb der nordamerikanischen Universitätswelt verbreiteten, war Lawrence Grossberg die Schlüsselfigur, ein Schüler Halls und Gründungsredakteur der Zeitschrift *Cultural Studies* (vgl. Hall 2016). Hall hat die Terminologie der »conjuncture« (Hall 1990) popularisiert, die er weitgehend von Gramsci übernahm, aber Grossberg ging beim genaueren Ausformulieren dessen, was es heißt, konjunkturelle Analyse zu betreiben, und was eine Konjunktur ist, am weitesten.

»Conjunctural analysis involves a strategic political choice—to work at a particular ›level of abstraction.‹ Conjunctures define an effective site—perhaps the most effective site—for political intervention aimed at redirecting the tides of social change, and perhaps the most propitious level at which intellectual and political analysis converge. This is the level of the social formation as some sort of totality, however fragile and temporary. It is located between the specificity of the moment and the long duree of the epoch.« (Grossberg 2019: 42).

Grossbergs eigene Arbeiten beschäftigen sich über einige Jahrzehnte hinweg mit zentralen, symptomatischen Elementen der US-amerikanischen Gegenwartskultur. Die Analyse dieser Phänomene macht demnach Einsichten in größere Zusammenhänge möglich, die Gesamtverteilung von Machtbeziehungen und -verhältnissen in der US-amerikanischen

Gesellschaftsformation und die zentralen Transformationsprozesse, die darauf zum Gegenwartszeitpunkt einwirken. Die populäre Musik am Ende der 1980er-Jahre ist ein solches Phänomen: Insbesondere die amerikanische Rockmusik habe zu diesem Zeitpunkt ihr gegenkulturelles Potenzial bereits gänzlich aufgebraucht gehabt und sei zu einem Kernbestandteil kapitalistischer Kultur am Ende der Reagan-Ära geworden (vgl. Grossberg 1992). In einem späteren Buch konzentriert sich Grossberg auf den Status von Kindern/Jugendlichen bzw. »Kids« in den USA – als Gegenstand der Aufmerksamkeit (oder Ignoranz) von Konzernen, des Staates, der Medien und anderer Institutionen. All dies dient Grossberg als Indikator dafür, in welchen Weisen ein fortgeschrittener Neoliberalismus tatsächlich durchgesetzt und gelebt wird (vgl. Grossberg 2005). Die untersuchten kulturellen Phänomene sind dabei immer das Produkt eines allgemeineren Ensembles von Machtverhältnissen. Diese Ebene konstituiert das Abstraktionsniveau, auf dem die Analyse stattfindet. Die Permanenz oder Kontingenz dieser Machtverhältnisse variiert von Fall zu Fall: So ist der Status von »Kids« im Amerika der 2000er-Jahre offenkundig ein Produkt sowohl von langfristigen Eigenschaften des Kapitalismus im allgemeinen als auch von mittelfristigen Veränderungen von Praktiken und Ideologien der Kindererziehung seit den 1950er Jahren und von sehr viel jüngeren Entwicklungen des Arbeitsmarktes sowie des Einsatzes neuer Technologien.

Ursprünge der konjunkturellen Analyse

Grossbergs Praxis der konjunkturellen Analyse leitet sich direkt von seiner Lesart der Arbeiten Halls her, der sich wiederum stark bei Gramsci und, in geringerem Maße, bei Louis Althusser (Althusser 2005: 127f.) bediente. Diese Übernahme von Begriffen aus Gramscis Schriften hat jedoch ihre Tücken, da Gramsci mit der Konjunktur und dem Konjunkturellen Bedeutungen verbindet, die sich unterscheiden.

Wie Grossberg erläutert, setzt Gramsci diese Begriffe häufig ein, um die »konjunkturellen« Elemente einer Situation als in der einen oder anderen Weise weniger dauerhaft als die ihnen zugrunde liegenden, historisch längerfristigen Bedingungen kenntlich zu machen. Gramsci verwendet »konjunkturell« jedoch *auch*, wenn es um hochgradig ephemere und gänzlich kontingente Elemente einer Situation geht, die er von den wichtigeren, »organischen« Eigenschaften dieser Situation unterscheidet (Gramsci 1971: 177). An wieder anderen Stellen bezieht er sich auf »die strategische Konjunktur« als politisch relevante Ebene, auf der historische Situationen analysiert werden müssen, im Sinne der relativen Stärke der verschiedenen Interessen, die innerhalb eines gesellschaftlichen Feldes im Wettstreit stehen (Gramsci 1971: 277). Angesichts derart relationaler und abstrakter Definitionen kann sich das Vorhaben, die genaue zeitliche und räumliche Ausdehnung »einer Konjunktur« zu bestimmen, als frustrierend und schwierig erweisen. Genau das ist jedoch ein bewusst in Kauf genommener Bestandteil von Grossbergs analytischem Ansatz, den er teilweise von Hall übernimmt: Es gibt schlicht keine Formel, die vorhersagen kann, wie lange ein bestimmtes Set von strategischen Beziehungen in einer historischen Situation andauert. In einer Aufsatzsammlung spricht Hall von Konjunkturen, die zwischen vier und 50 Jahren umfassen (Hall 1990: 19; 5). Er führt aus:

»a conjuncture is not a slice of time, but can only be defined by the accumulation/condensation of contradictions, the fusion or merger – to use Lenin's term – of »different currents and circumstances«. It is a »moment«, not a »period« – »over-determined in its principle« (Hall 1990: 130).

Das Paradebeispiel einer konjunkturellen Analyse bleibt in den Cultural Studies die klassische Studie *Policing the Crisis* (Hall et al. 1978). Das Buch beginnt mit der Analyse einer Moralpanik in der britischen Presse, die sich um den scheinbaren, statistisch aber nicht nachweisbaren Anstieg von Raubüberfällen (*muggings*) drehte, die

von jungen ›schwarzen‹ Männern an ›weißen‹ Opfern begangen werden. Letztlich diagnostiziert das Buch, dass diese Moralpanik ein Element einer Antwort der politischen Rechten auf die übergreifende Krise der britischen Gesellschaftsformation war, in deren Zuge der Nachkriegskonsens (im Sinne einer gemischten (vor allem privaten, teils staatlichen) Wirtschaft, eines expandierenden Sozialstaats und nur sehr gradueller gesellschaftlicher Liberalisierung) unter politischem, gesellschaftlichem und ökonomischem Druck zusammenbricht. *Policing the Crisis* gilt inzwischen weithin als erste umfassende Analyse der britischen Kultur, Politik oder Gesellschaft, in der die Herausbildung einer neuen Formierung sozialer Kräfte und Diskurse richtig entziffert wurde, die sich dann in der breiten gesellschaftlichen Unterstützung für die neu-rechte Politik Margaret Thatchers verfestigte. Zu dieser Diagnose gelangte das Buch vor allem, indem es die *mugging*-Panik als symptomatisch für die Entstehung eines neuen Alltagsverständes (vgl. Gramsci 1971) las, eines neuen, übergreifenden, geteilten Verständnisses der gesellschaftlichen Welt. Im Rahmen dieses neuen *common sense* erschien das Ende des Nachkriegskonsenses in erster Linie als empörender Zusammenbruch von ›Recht und Ordnung‹, wohingegen die steigende Arbeitslosigkeit auf ›gierige‹ Gewerkschaften und die individuelle Leistungsverweigerung bzw. Unfähigkeit derjenigen, die ökonomisch scheiterten, zurückgeführt werden konnte. Die erfolgreiche Propagierung dieses Alltagsverständes durch populäre Medien und die Boulevardpresse machte den schlussendlichen Sieg des Thatcherismus nicht unausweichlich, aber doch, wie Hall etwas später schrieb, hochwahrscheinlich.

Kultur, verstanden als Bereich gesellschaftlicher Sinn- und Bedeutungsproduktion, spielte in der Analyse von Hall et al. aus zwei Gründen eine zentrale Rolle: Zum einen wurde sie als wichtiger Ort von *Normalisierung* verstanden, an dem ein zusammenhängendes Set potenziell kontroverser Annahmen zirkulierte und verstärkt wurde. Zum

anderen galt sie als wichtiger Ort für *Anfechtungen*, an dem andere Ideen- und Annahmen-Komplexe den Alltagsverstand herausfordern konnten. Im Fall von *Policing the Crisis* drehte sich die Geschichte im Wesentlichen darum, wie der sozialdemokratische Alltagsverstand im Zuge der sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Turbulenzen der 1960er-Jahre in eine Krise geriet und wie die Neue Rechte die Neue Linke übertrumpfte, als es darum ging, das eigene *common sense*-Verständnis dieser Krise und der notwendigen Lösungsstrategien zu propagieren.

Wie lange dauerte die neue Konjunktur an, die in dieser Zeit entstand? Die Antwort hängt von der Perspektive ab, die man einnimmt, und von den Hintergrundfragen, die damit verbunden sind. Es ist kein Zufall, dass fast jede Aussage dazu mit einer Entscheidung darüber verknüpft ist, welche Relevanz kulturellen, politischen und ökonomischen Faktoren zugemessen wird: So lässt sich argumentieren, dass die Konjunktur, die in Großbritannien mit der Krise der mittleren 1970er-Jahre begann, nur bis in die mittleren 1980er-Jahre reichte, als die politische Linke vollständig von Thatcher besiegt wurde und es zu einem explosiven Ausbruch von kreativer Kulturproduktion kam, also der Post-Punk-Kultur in Musik, Mode, Film und sogar Fernsehen (vgl. Beckett 2016; Reynolds 2005). Genauso lässt sich sagen, dass die Konjunktur sich bis zum Ende der langen Regierungsphasen der konservativen Partei im Jahr 1997 erstreckte oder bis zum endgültigen Zusammenbruch des neoliberalen Konsenses im Jahr 2015 (vgl. Gilbert 2016). Ich komme später darauf zurück – zunächst will ich aber genauer auf den Status von ›Kultur‹ in Halls Analyse eingehen. *Die Analyse von Kultur*

In *Policing the Crisis* sind verschiedene Arten von Kulturanalyse am Werk. Die Untersuchung der Moralpanik über Raubüberfälle in der Presse hat die Form einer konventionellen Medienanalyse, deren Resultate mit der statistisch erfassten Wirklichkeit gewaltsamer Straßenverbrechen in dieser Zeit kontrastiert werden.

Dazu kommen eine verdichtete historische Erzählung über die zentralen Entwicklungen der britischen Politik und Kultur seit den 1940er-Jahren sowie ein genaues Sensorium für zeitgenössische Entwicklungen in der Populär- und Populärkultur, sodass ein allgemeiner Eindruck von den Wandlungen der britischen Kultur entsteht, von deren Stoßrichtung und ihrer Tonalität, insbesondere mit Blick auf den wachsenden autoritären *backlash* gegen die gesellschaftliche Liberalisierung der 1960er-Jahre. All dies wird mit der sich wandelnden politischen Ökonomie des Vereinigten Königreichs in Beziehung gesetzt und mit Begriffen analysiert, die weitgehend von Gramsci und Althusser hergeleitet sind, denen es vor allem um Kultur als Ort politischer Auseinandersetzungen und als Mechanismus zur Reproduktion von Klassenbeziehungen zu tun ist. Vor allem wird Kultur hier als das Terrain verstanden, auf dem Kämpfe um die Inhalte des weithin akzeptierten Alltagsverständnisses ausgetragen werden. Die Annahme lautet, dass solche Kämpfe entscheidend für den Ausgang übergreifender historischer Prozesse sind. ›Kultur‹ wird dann als der Bereich verstanden, in dem die meisten Angehörigen einer Gesellschaft ihr Verständnis ihrer selbst und der weiteren sozialen Welt sowie des historischen Moments herausbilden. Letztere wiederum gelten als zentral für die Analyse politischer Prozesse, Resultate und Potenziale. An dieser Stelle muss zwischen idealistischen Betrachtungen des Alltagsverständnisses und jener historisch-materialistischen Herangehensweise unterschieden werden, die dem Mainstream der Cultural Studies zugrunde lag und liegt: Jene würde Geschichte im Wesentlichen als Kampf um Ideen begreifen, um Weltanschauungen, Religionen und so weiter. Eine materialistische Perspektive wird diese Kämpfe auf der Ebene von Ideen und Vorstellungen letztlich immer als Konflikte zwischen materiellen Interessen verstehen, selbst wenn diese Ideen determinierende Wirkung jene Interessen haben, zum Beispiel, wenn

neoliberale Propaganda darin erfolgreich ist, eine große Zahl von Arbeiter*innen von der Gewerkschaftsmitgliedschaft abzuhalten.

Fast schon definitionsgemäß legt eine konjunkturelle Analyse, wie sie Hall et al. praktizierten, gerade nicht vorab fest, *wie* kulturelle, ökonomische, politische, gesellschaftliche oder technologische Faktoren gewichtet werden, wenn es um die übergreifende Analyse einer Gesellschaftsformation oder eines Zeitraumes geht. Das mag für Politik- oder Sozialwissenschaftler*innen frustrierend vage klingen. Eine derartige Offenheit gegenüber der unterschiedlichen Gewichtung von unterschiedlichen Faktoren ist aber zum Beispiel unter Historiker*innen, die sich mit einem Zeitraum oder einem Ort beschäftigen, üblich, selbst wenn sie dabei spezifische Fragen und Hypothesen im Sinn haben. Hall selbst sprach gelegentlich von der Bedeutung des ›historischen Modus‹ der Analyse. Bemerkenswerterweise ist der klassische Text, der Halls Stil von konjunktureller Analyse vermutlich am stärksten vorwegnahm und beeinflusste, nicht etwa von Gramsci oder Althusser, sondern es ist Marx' *Achtzehnter Brumaire des Louis Bonaparte* (Marx 2007 [1852]). Hall sah darin eine exemplarische Form historischen Denkens mit Blick auf die jüngere Vergangenheit, in der die Details der sozio-politischen Situation mit größtmöglicher Genauigkeit beschrieben wurden. Der Text beginnt bekanntlich mit einer Analyse der Art und Weise, wie revolutionäre und radikale Bewegungen ihre Sprache und ihre Bilder früheren historischen Momenten entlehnen. Er endet mit einer genauen Analyse des veränderten Feldes politischer, wirtschaftlicher, sozialer und ideologischer Machtverhältnisse in Frankreich im Jahre 1852, am Ende des Prozesses, der 1848 begann. Der *Achtzehnte Brumaire* wird immer wieder als ein besonders ›journalistisches‹ unter Marx' Werken eingeordnet. Es ist eine der Schriften, in der er am deutlichsten in die Rolle des erzählenden Historikers schlüpft. Für die Cultural Studies bleibt er ein wichtiger Vorläufer. Narrative historische

Darstellungen der jüngeren Geschichte bleiben ein wesentliches Merkmal von konjunkturellen Analysen, die sich an Hall orientieren. Dabei sind ›kulturelle‹ Entwicklungen oft in ähnlicher Weise mit politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Elementen verwoben, wie das in üblichen historischen Darstellungen eines bestimmten Zeitraums der Fall ist, sie spielen aber eine prominente Rolle als in konventionellen sozialwissenschaftlichen Darstellungen.

Offenkundig handelt es sich bei ›Kultur‹ um einen komplexen und unscharfen Begriff mit vielen möglichen Bedeutungen. In den Cultural Studies wird der Begriff üblicherweise auf zwei verwandte, aber unterscheidbare Weisen verwendet. Einerseits im ethnologisch-anthropologischen Sinn, um auf »die Elemente, die eine ganze Lebensweise bilden« (Williams 1958) und auf die Systeme und Praktiken der Sinn- bzw. Bedeutungsproduktion zu verweisen, die von sozialen Gruppen in den unterschiedlichsten Kontexten verwendet werden. Die so verstandene Kultur kann mit denselben Methoden analysiert werden, die auch Soziolog*innen und Ethnolog*innen anwenden: Ethnografie, teilnehmende Beobachtung, Interviews, Diskursanalyse und so weiter. Andererseits findet sich die spezifische Analysetechnik der Cultural Studies in der Praxis meist eher im kritischen Fokus auf Artefakte und Texte der Populärkultur oder auch der expressiven Kultur in einem allgemeineren Sinn. Das schließt sowohl die kommerzielle Popkultur als auch die Künste und die Hochkultur mit ein, von Fernsehserien über Modeaccessoires über die populäre Musik bis zum Essen. Auch hier liegt die tatsächliche Praxis der Cultural Studies häufig näher bei der Arbeit von Historiker*innen, die Archivaldokumente, Kunstobjekte und materielle Kultur untersuchen, als bei anderen Disziplinen. Obwohl diese Arbeit unter Cultural-Studies-Vertreter*innen üblicherweise als ›Kulturanalyse‹ gilt, leitet sie sich tatsächlich direkt von den institutionellen Ursprüngen der Cultural Studies in Anglistik-Instituten der 1950er-Jahre her.

Bemerkenswerterweise bleibt eine spezifische Form von Kulturkritik (*cultural criticism*) zentral für die konjunkturelle Analyse: das Bewerten, und nicht nur das Beschreiben von kulturellen Texten, freilich oft eher in politischen als nur ästhetischen Begriffen. So spielen beispielsweise in den Analysen von Grossberg und auch anderen zentralen Vertreter*innen der Cultural Studies wie Paul Gilroy (vgl. Gilroy 1993: 72-110; 2004: 177-206) Bewertungen der relativen Dynamik, Kreativität und Originalität des Outputs von Musiker*innen eine wichtige Rolle, zumindest implizit. Gilroys Analysen historischer und gegenwärtiger Formationen afrikanisch-amerikanischer Kultur verlören ohne seine überzeugenden Werturteile über die affektive Wirkmächtigkeit bestimmter Musiken zu bestimmten Zeitpunkten viel von ihrer Kraft.

Warum ›Kultur‹?

Hinter dieser Betonung von Kultur und dem Bekenntnis zur Kritik stehen verschiedene, sich überschneidende Motivationen. Wie bereits erläutert, gehen sie gerade nicht von der Annahme aus, dass historische Prozesse sich jemals ausschließlich oder in erster Linie von Konflikten über Ideologien oder ›Weltanschauungen‹ herleiten lassen. Für die Cultural Studies wird Kultur immer von materiellen Verhältnissen geprägt, auch wenn sie wiederum direkt auf letztere einwirken kann. Dieser Punkt bleibt für das Verständnis der Cultural Studies zentral.

Zu Beginn der Entwicklung der Cultural Studies bestand eine wichtige Motivation darin, der Mitte des 20. Jahrhunderts verbreiteten Auffassung entgegenzutreten, unter allen Formen von Bedeutungsproduktion sei nur die ›hohe‹ Kultur der akademischen Aufmerksamkeit würdig, was mit der Tendenz einherging, ›kulturelle‹ Gegenstände von ihren historischen und gesellschaftlichen Kontexten zu isolieren. Dabei ging es jedoch nie darum, die Untersuchung spezifischer Texte nur um eine sozio-historische Dimension zu ergänzen und auch nicht darum, die Würde des

Populären zu verteidigen. Auch die frühesten Varianten von Cultural Studies waren von einem Kulturbegriff motiviert, der als eine Art von Stellvertreter für die Vorstellung einer »gesellschaftlichen Totalität« (Lukács 1923: 255) diente und wollten das gesamte Ensemble sozialer und expressiver Beziehungen/Verhältnisse zum Untersuchungsgegenstand machen (vgl. Williams 1958). Raymond Williams' grundlegende Studie *Culture and Society* stellt in diesem Sinne eine Genealogie der Versuche innerhalb der englischen Literatur seit dem frühen 19. Jahrhundert dar, die Beziehungen zwischen ›Kultur‹ und ›Gesellschaft‹ zu durchdenken. Schon dieses Buch war letztlich der Frage gewidmet, wie eine sozio-kulturelle Analyse beschaffen sein müsste, die eine Gesamtkonstellation von sozialen Verhältnissen zu einem bestimmten Moment verstehen könnte. Seit damals, einschließlich Grossbergs jüngsten methodologischen Überlegungen, haben die Cultural Studies nach analytischen Vorgehensweisen gesucht, die derartige intellektuelle Ambitionen und die gesunde Skepsis angesichts der Frage, ob eine erschöpfende Darstellung einer gesellschaftlichen ›Totalität‹ sich jemals erreichen lässt (vgl. Gilbert 2008), ausbalancieren. Der Begriff *conjuncture* spielte eine zentrale Rolle dabei, diesem Ziel näherzukommen, aber bereits der Betonung des Kulturbegriffs lagen ganz ähnliche Zielsetzungen zugrunde.

Hinter der Betonung von Kultur steht eine weitere Motivation: die Schwierigkeit, jene Arten von Machtbeziehungen zu analysieren, die die Cultural Studies interessieren, *ohne* Kultur als ›ganze Lebensweise‹ und zugleich im Sinne der expressiven Künste zu begreifen. Seit den mittleren 1970er-Jahren waren beispielsweise feministische Ausrichtungen für das analytische Unternehmen der Cultural Studies zentral. Die tatsächlichen Veränderungen von vergeschlechtlichten Machtverhältnissen sind aber notorisch schwierig zu quantifizieren und objektiv zu analysieren. Es ist schwer vorstellbar, dass jemand eine solche Untersuchung – in einer modernen, mediengesättigten Kultur – unternimmt,

ohne auf die spezifischen und sich wandelnden Arten und Weisen Bezug zu nehmen, in denen Geschlecht repräsentiert wird und in denen Geschlechternormen im Film, in der Fernsehwerbung und der populären Musik reproduziert oder infrage gestellt werden. So kombiniert Angela McRobbies *The Aftermath of Feminism* (2008) ästhetische Kritik, zum Beispiel mit Blick auf das Phänomen *Bridget Jones*, mit politischer Analyse und mit Interpretationen soziologischer und ökonomischer Daten, um ein umfassendes Bild gegenwärtiger Geschlechterverhältnisse unter den Bedingungen eines fortgeschrittenen Neoliberalismus zu zeichnen. Es ist nicht leicht vorstellbar, Texte wie *Bridget Jones's Diary* oder *Sex and the City* durch andere Daten zu ersetzen, die eine vergleichbare Fähigkeit haben, Veränderungen in Stimmungen, Prioritäten und Begehrensformen zum Ausdruck zu bringen, die die Beziehung von Frauen zum Arbeitsmarkt und zur Konsumkultur betreffen.

Das Problem der Periodisierung

The Aftermath of Feminism beschreibt und analysiert emergente Formen sexueller Kultur in einem historischen Kontext, der von der Hegemonie der gesellschaftspolitisch liberalen Formen des Neoliberalismus gekennzeichnet ist, die auf die Phase des Autoritarismus der Neuen Rechten und des gesellschaftspolitischen Konservatismus folgten. Das Buch illustriert, dass konjunkturelle Analyse zwar nie einfach als direkte Periodisierungsübung zu verstehen ist, sie aber immer damit zu tun hat, Kontinuitäten und Diskontinuitäten auf verschiedenen Maßstabsebenen ausfindig zu machen. Die angesprochene Dis-/Kontinuität zwischen gesellschaftspolitisch konservativen und liberalen Varianten des Neoliberalismus war für die Analysen britischer Politik und Kultur, die auf Halls klassische Texte über entstehenden und frühen Thatcherismus folgten, ein besonders wichtiges Anliegen.

In den frühen 2000er-Jahren kam es zu einer interessanten Debatte zwischen Hall und einigen seiner

Kolleg*innen über die Frage, inwiefern die Wahl der *New Labour*-Regierung einen tatsächlichen Bruch mit dieser Geschichte bedeutete – oder eben nicht. Bei einer Konferenz in der Tate Modern, die anlässlich des 15. Jahrestags der Publikation von Ernesto Laclaus und Chantal Mouffes *Hegemony and Socialist Strategy* (engl. 1985, dt. 1991) stattfand, kritisierte die US-amerikanische politische Theoretikerin Nancy Fraser Halls und Mouffes Charakterisierung von Blairs politischem Projekt als bloße Fortführung des Thatcherismus. Halls polemische Kontinuitätsthese passte zu seiner Weigerung, *New Labour* zu unterstützen und auch zu seiner wiederholten Kritik an der rhetorischen und programmatischen Übernahme neoliberaler Prinzipien durch *Labour* (vgl. Hall 2005). Politisch zielte Halls Rhetorik darauf ab, die neoliberale Kontinuität zwischen *New Labour* und dem Thatcherismus zu betonen. Der Begriff »Neoliberalismus« spielte in akademischen Kreisen in Großbritannien zu diesem Zeitpunkt noch keine große Rolle.

New Labour rundherum als Fortsetzung des Thatcherismus anzusehen, mag zwar politisch verständlich sein, so Fraser, es sei aber letztlich weder analytisch zufriedenstellend noch werde es dem Anspruch an eine Analyse der Politik des Kulturellen (»*politics of culture*«) gerecht, für die Hall ja gerade berühmt war. Zwischen dem gesellschaftspolitischen Konservatismus und dem Nationalismus der Neuen Rechten auf der einen Seite und der expliziten Befürwortung von gesellschaftspolitischem Liberalismus, Multikulturalismus und Kosmopolitismus bei *New Labour* auf der anderen bestanden eindeutig erhebliche Unterschiede, die man, wenn es um ein besseres Verständnis der Besonderheiten des politischen Projektes *New Labour* gehen sollte, nicht einfach als kosmetisch abtun konnte. Wie ich selbst einige Jahre später argumentierte, ebenfalls in einer direkten Antwort auf Hall, markierte dieses Projekt eine abgrenzbare neue Phase, in der die Hegemonie des Neoliberalismus nicht länger von ihrer Kopplung (»*articulation*«) mit dem konservativen

gesellschaftspolitischen Diskurs oder den alternden, konservativen Wähler*innengruppen, auf die sich der Thatcherismus gestützt hatte, abhängig war (vgl. Gilbert 2004). Auch hier war der Weg zur Bestimmung dieser Unterschiede ein kulturanalytischer: Dass zwischen *New Labour* und wesentlichen Tendenzen der Populärkultur der 1990er-Jahre – zum Beispiel dem Zelebrieren von gesellschaftspolitischem Liberalismus, verbunden mit einer allgemeinen Entpolitisierung von Jugendkultur – Kontinuitäten und Resonanzen bestanden, war für den politischen Erfolg von *New Labour* eine Vorbedingung (vgl. Bewes/Gilbert 2000).

Vor diesem Hintergrund würde ich sagen, dass das Vereinigte Königreich (und die atlantische Anglosphäre insgesamt) während der Phase der neoliberalen Hegemonie zwei große Konjunkturen durchlaufen hat: Die Phase zwischen 1975 und 1985 war charakterisiert von intensiven gesellschaftlichen und politischen Konflikten, die auf die Kapitulation der Labour-Regierungen gegenüber den IWF-Forderungen nach neoliberalen Reformen folgten. Sie kulminierte schließlich in der vernichtenden Niederlage, die die Reagan- und Thatcher-Regierung den linken Kräften zufügten – mithilfe hochgradig autoritärer Mittel, einschließlich der Militarisierung der britischen Polizei (vgl. Beckett/Hencke 2009). In der darauf folgenden Phase nahm die Bedeutung der gesellschaftspolitisch autoritären Komponente des neoliberalen Programms zunehmend ab, die Finanz- und Immobiliensektoren wurden in historisch folgenreicher Weise dereguliert und die Kultur der »langen 90er-Jahre« (vgl. Gilbert 2015) bildete sich heraus. In dieser verband sich ein historisch neues Maß an gesellschaftspolitischem Liberalismus mit der Erfahrung der Internetrevolution, aber auch mit einer spürbaren Verringerung populärer Kreativität und einem allgemeinen Gefühl von kulturellem Stillstand, das sich, so ließe sich zumindest argumentieren, bis in die Gegenwart erstreckt – so dass, zum Beispiel, die ikonische 90er-Jahre-Sitcom *Friends* weiterhin die beliebteste Fernsehsendung

auf Netflix (UK) ist (vgl. Hanratty o.D.). Der größere Kontext dieser Phase kultureller Kontinuität ist darin zu sehen, dass sich US-amerikanisches Finanzkapital und das *Silicon Valley* eine global hegemoniale Position sichern konnten und ihre Autorität in dieser Zeit keine ernsthafte Herausforderung erlebte (vgl. Gilbert 2015). Die Konsistenz und Spezifität dieser Phase lassen sich aber am besten anhand dieser zentralen *kulturellen* Entwicklungen festhalten.

Strategische Kartierung

Mir geht es an dieser Stelle nicht darum, den/die Leser*in davon zu überzeugen, dass diese Behauptungen und Analysen im Einzelnen zutreffen, sondern darum, die Rolle zu verdeutlichen, die eine spezifische Art von Kulturanalyse im übergreifenden Projekt der Analyse von Konjunkturen spielt. »Aber«, so mag eine ungeduldige Leserin einwerfen, »worauf läuft das alles hinaus?« Was ist das Ziel der Analyse von Konjunkturen, wenn sie weder rundum überzeugende Periodisierungen garantieren kann noch klare Kriterien hat, um ihren Analysegegenstand auszuwählen?

Das Ziel der Analyse von Konjunkturen besteht darin, ein gesellschaftliches Territorium zu kartieren, um auf diese Weise mögliche Orte politischer Interventionen ausfindig zu machen. Solche Interventionen müssen nicht tatsächlich stattfinden, um die Analyse valide und wertvoll zu machen, auch nicht im Sinne eines besonderen politischen Projekts oder einer politischen Tendenz. Dennoch ist für eine *conjunctural analysis* der Nutzen, den sie haben könnte, um in eine gegebene Situation zu intervenieren, das entscheidende Kriterium. Meine Ausführungen über den gegenwärtigen Zustand von Jugendkultur müssten zum Beispiel neben andere Beobachtungen gelegt werden, die die Schlussfolgerung nahelegen, dass die neoliberale Hegemonie in der britischen Mainstreampolitik der letzten Jahre zusammengebrochen ist (vgl. Gilbert 2016) und dass der neoliberale Konsens einer scharfen Polarisierung gewichen ist: einer

Polarisierung zwischen einer radikalisierten *Labour Party*, einem extremen englisch-nationalistischen Flügel der Konservativen Partei und einer zunehmend isolierten und handlungsunfähigen neoliberalen »Mitte«, angetrieben von einer anscheinend dramatischen Linkswende der Unter-50-jährigen (vgl. Milburn 2019). Was fangen wir nun mit einer Situation an, in der ein dramatischer Anstieg von Radikalisierung unter den Jüngeren stattfindet, der aber nicht oder nur in geringem Maße von kultureller Experimentierlust begleitet wird, mit der solche Wellen üblicherweise assoziiert werden?

Solche Beobachtungen könnten als Korrektiv für Analysen der gegenwärtigen britischen Politik verstanden werden, in denen die Fähigkeit oder der Wille junger Menschen, mit dem Neoliberalismus zu brechen, zu hoch eingeschätzt wurden. Sie könnten aber auch als Diagnose gedeutet werden, die zeigt, dass auf der Seite der Jüngeren ein gewaltiger, aber latenter Bedarf für kulturelle Formen besteht, die zu diesem dramatischen Linksruck passen, der zuletzt nicht nur unter jungen britischen, sondern auch jungen US-amerikanischen Wähler*innen beobachtet wurde (vgl. ebd.). Hier fehlt der Platz, um diese divergierenden Deutungen ausführlicher zu behandeln, meine eigene Sicht ist jedenfalls, dass es historische Präzedenzfälle gibt, in denen politischer Radikalismus kulturellem Radikalismus vorausgeht – so ging die Russische Revolution zum Beispiel einer Phase verstärkter ästhetischer und intellektueller Kreativität im Russland der 1920er-Jahre voraus. Die Befunde deuten darauf hin, dass wir uns in Großbritannien in einem ähnlichen Moment befinden – nicht in dem Sinn, dass eine irgendwie »vorrevolutionäre« Situation herrschen würde, sondern, dass die materiellen Bedingungen für eine Erneuerung kultureller Kreativität nach Jahrzehnten, in denen sich der Neoliberalismus in den Künsten, den Medien und der Populärkultur festgesetzt hat, nur durch erhebliche politische Geländegewinne demokratischer Kräfte geschaffen werden

könnten. Dabei ist das Potenzial für die Entwicklung von Formen populärer Kultur mit explizit radikaler Orientierung heute größer als zu jedem anderen Zeitpunkt seit den frühen 1980er-Jahren, obwohl die tatsächlichen Formen, so ließe sich zumindest argumentieren, erst noch entstehen müssten.

Mit diesen Ausführungen möchte ich nicht zuletzt eine verbreitete Fehldeutung hinsichtlich des Verständnisses des Kultur-Politik-Verhältnisses in der Tradition der Cultural Studies korrigieren. Ein populärer Slogan der *alt-right*, der dem rechten Ideologen Andrew Breitbart zugeschrieben wird, lautet: »politics is downstream from culture«, die Kultur geht demnach der Politik voraus, was bedeutet, dass *culture wars* – Kämpfe über Fragen der Moral, der Werte, ideologischer Weltanschauungen – in der einen oder anderen Weise *vor* den Kämpfen um Politik stattfinden. Wer mit den Cultural Studies wenig oder gar nicht vertraut ist, nimmt oft an, dass sich genau diese Sicht von Figuren wie Hall und ihrer Auseinandersetzung mit Quellen wie Gramsci herleitet (vgl. Nagle 2017). Das trifft aber schlicht nicht zu. Eher gilt das Gegenteil: Für Cultural Studies ist Kultur immer nur ein Feld politischer Kämpfe unter anderen, das immer mit Auseinandersetzungen auf lokaler, regionaler, nationaler und internationaler Ebene interagiert und sich überlagert, sowohl innerhalb als auch außerhalb von Institutionen, mit ökonomischen Prozessen und der Geschichte technischen Wandels. Die relative Bedeutung, die Kultur, wie sie Breitbart versteht, oder auch nur den expressiven Künsten, in einer spezifischen historischen Situation zukommt, kann schlicht nicht vor dem Versuch, diese strategischen Situationen zu analysieren, bestimmt werden.

Die jüngere britische politische Geschichte bietet ein sehr gutes Beispiel dafür, wie unvorhersehbar und politisch kontingent solche Fragen sein können. Das Brexit-Votum von 2015 wurde weithin als Beleg für die vollständige Hegemonie des provinziell-beschränkten, gesellschaftspolitisch konservativen Nationalismus im

Sinn der rechten englischen Presse gedeutet. Davon wurde die Vorhersage abgeleitet, einer Labour Party, die von dem kontroversen libertären Sozialisten Jeremy Corbyn angeführt wird, stünde ein Wahldesaster bevor. Das Brexit-Votum wurde in diesem Sinn als Ablehnung der kosmopolitischen Kultur der Städte interpretiert, in der Corbyns Wähler*innenbasis zuhause war, und bis zum Tag der Wahl im Juni 2017 lautete die Annahme, *Labour* müsse sich auf eine schlimme Niederlage einstellen. Tatsächlich stimmten viele *leave*-Wähler*innen aber für das radikal-sozialdemokratische Programm von *Labour*, trotz der extremen Feindseligkeit der Presse. Das weist darauf hin, dass die Zurückweisung der EU-Mitgliedschaft möglicherweise in geringerem Maße als angenommen von der Feindseligkeit gegenüber städtisch-kosmopolitischer Kultur motiviert war und in stärkerem Maße von wirtschaftlichem Eigeninteresse, kanalisiert als ernsthafter Glaube an die Erzählung, der zufolge ein hohes Maß an Einwanderung für die schwindenden eigenen wirtschaftlichen Aussichten verantwortlich sei. Diese Situation zu verstehen und zu analysieren würde ganz ohne Zweifel besondere Aufmerksamkeit auf den Bereich des Alltagsverstandes und auf ›kulturelle‹ Themen richten müssen, zum Beispiel auf die Quellen, aus denen die Informationen der Wähler*innen hinsichtlich wirtschaftlicher Fragen stammten, oder auf die Arten von Fakten und Metaphern, denen sie begegneten bzw. ausgesetzt waren. Aber: Die Annahme, ein rein ›kulturelles‹ Set von Vorurteilen und Prioritäten hätte die politischen Entscheidungen dieser Wähler*innen geprägt, erwies sich durch die Wahl von 2017 als bestenfalls zweifelhaft. Eine weitere potenzielle politische Schlussfolgerung lautet, dass sich die Unterstützung für den Brexit und für Anti-Einwanderungs-Politik möglicherweise erheblich schwächen ließe, wenn Wähler*innen kohärente alternative Erklärungen für ihre wirtschaftliche Situation und einen alternativen Plan, um diese zu verbessern, präsentiert bekämen.

Der Ort von ›Kultur‹ in der Analyse von Konjunkturen ist also letztlich in mancherlei Hinsicht klar festgelegt, in anderer jedoch auch höchst variabel. Eine spezifische sozio-historische Situation verstehen zu wollen, heißt unweigerlich, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, wie die handelnden Menschen, die darin involviert sind, ihre Position, ihre Handlungen und ihre Welt verstehen. Cultural Studies werden sich an diese Frage fast immer annähern, indem sie die Frage stellen, welche textlichen, visuellen, akustischen oder rituellen Praktiken dazu dienen, weithin akzeptierte Versionen solcher Verständnisse zu reproduzieren oder herauszufordern, und wie diese von darunter liegenden sozialen Machtverhältnissen geprägt (*shaped*) sind oder das Potenzial haben, diese zu verändern. Sie werden dabei sehr häufig Techniken der *close analysis* nutzen, um evaluativ-wertende Kommentare zum ästhetischen Verdienst und Status einflussreicher, populärer oder historisch signifikanter Texte oder kultureller

Objekte zu formulieren, was sie aber nur tun, um zur Analyse der übergreifenden Machtverhältnisse beizutragen, der existierenden und der emergenten (vgl. Williams 1977).

Letztlich treffen Cultural Studies aber keine endgültigen Aussagen über den Ort von ›Kultur‹ in einer Konjunktur. Das Ziel der Cultural Studies – und genau deshalb ist konjunkturelle Analyse für sie zentral – besteht nicht nur darin, Kultur als solche zu verstehen. Es geht vielmehr immer um das Verständnis einer »strategischen Konjunktur [...] in der Arena der Kämpfe« (Gramsci 1971: 217) und um Ansatzpunkte, an denen progressive (oder aber auch konservative) Kräfte intervenieren könnten.

Aus dem Englischen übersetzt von Moritz Ege.

Eine andere Version des Texts erscheint unter dem Titel »*This Conjuncture. For Stuart Hall*« in *new formations. Journal for Culture/Theory/Politics* 96/97 (2019), Special Issue »*This Conjuncture*«.

Repliken

Alexa Färber

Plötzlich war er wieder da, der Begriff *conjunctural analysis* (CA): Nachwuchswissenschaftler*innen hatten eine Arbeitsgruppe mit dem provisorischen Namen »(In) Konjunkturen denken« gegründet, ein translokales und interdisziplinäres Seminar (Europäische Ethnologie, Universität Göttingen und Global Political Economy and Development, Universität Kassel) setzte sich mit dem Konzept auseinander, ein Kollege, der erwartungsvoll über einen Workshop zum Thema berichtete (»Against the elites! The cultural politics of anti-elitism in the current conjuncture«, Göttingen, 26.-17.10.2019). In den kurzen Gesprächen, die sich dazu seit ungefähr 2017 ergeben, höre ich heraus, dass da etwas Neues entsteht, das motiviert: CA scheint

etwas zu versprechen. Doch was macht die Begeisterung für die Wiederentdeckung dessen aus, was Jeremy Gilbert als »Analyse konvergierender und divergierender Tendenzen« definiert, »die die Gesamtheit von Machtbeziehungen und -verhältnissen innerhalb eines gesellschaftlichen Feldes in einem bestimmten Zeitraum prägen« (Gilbert i.d.H.: 104) Und: in welche intellektuelle Lücke tritt dieses in den 1970er Jahren in den britischen Cultural Studies entwickelte Konzept zum heutigen Zeitpunkt? Auf den folgenden Seiten möchte ich versuchen, diesen Eindruck, dass hier etwas Aufregendes und wissenschaftlich Bedeutendes entsteht, zunächst aus einer wissenschaftlichen anthropologischen Perspektive zu befragen. Anhand eines mit

Jeremy Gilbert geteilten Interessensfeldes – der, in seinen Worten, »*austerity conjuncture*« – werde ich anschließend kurz die überraschenden Ähnlichkeiten einer CA zur Assemblageforschung demonstrieren.

Die Freude über einen Ansatz, der Dinge in ein neues Licht rückt und damit zum besseren Verständnis von vergangenen und gegenwärtigen Realitäten sowie auch ihrer zukünftigen Gestaltung beiträgt, kann als grundlegende, affektive Erfahrung im wissenschaftlichen Arbeiten gelten. Die Wissenschaftsforschung und Wissensanthropologie haben gezeigt, dass sich die mit dieser Wirkung verbundenen Motivationen auf ganz unterschiedliche Dimensionen von Wissenschaft als Arbeit beziehen: Sie sind mit intellektueller Entdeckungsfreude verbunden, leiten sich aus der Motivation beruflicher Anerkennung für diese Entdeckungen ab und bieten Kraft für das wissenschaftliche Spiel der institutionellen Grenzziehungen.

Die Entdeckungsfreude beruht im Fall der CA auf einer *Wiederentdeckung*, denn es handelt sich hier um ein in den 1970er Jahren von Stuart Hall erstmals formuliertes Konzept. Wenn der Vorbildcharakter dieser Studie aus der Hochzeit der CS auch mit der Kollektivität der Bearbeitung zu tun hat, dann wäre es für die aktuelle Neubewertung der CA zentral, die Bedingungen für diese Form kollektiver Wissensarbeit zu untersuchen und in die aktuelle Situation von Forschung, Lehre und Erwachsenenbildung zu übersetzen. Nicht nur Fragen nach dem Status der einzelnen Beteiligten würden aufgeworfen, nach der Verwertung der Teilnahme für die einzelnen Laufbahnen und nach der Kontrollierbarkeit der Ergebnisse. Vielmehr stellt sich die Frage nach den Ermöglichungsbedingungen kollaborativer Arbeitsweisen. Rebecca Bramall und Ben Pitcher stützen genau darauf ihre Analogie zwischen der HBO-Serie *The Wire* und der Modellstudie: »The fantasy of Birmingham cultural studies that we project so strongly onto *The Wire* represents a model of critical practice – in particular the desire for complex and contextual work that is

collaboratively produced – that is perceived to be increasingly difficult to pursue in the neoliberal academy« (Bramall/Pitcher 2013: 93).

Die sich in der Analogie Ausdruck verschaffende Nostalgie für diese Art der Wissensproduktion »helps us to schematize contemporary desire for knowledge of the social« (Bramall/Pitcher 2013: 93) und wirft ein Licht auf die heutigen Bedingungen der Wissensproduktion, die von Neoliberalisierung geprägt ist, darin aber nicht vollständig auf- bzw. untergehen würde.

Für den Rückgriff und die Neubewertung der CA mag die institutionelle Dimension der CS ebenfalls von Gewicht sein. In den späten 1970er-Jahren waren die britischen Cultural Studies insofern etabliert, als sie sich auch internationalisiert hatten. Aus heutiger Sicht ist ihr damaliger Einfluss auf bestehende disziplinäre Kontexte zum einen, wie Moritz Ege argumentiert, in wertschätzende Mythenbildung gemündet, wie beispielsweise am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, wo sich die eher einseitige Bezugnahme (von Tübingen aus) als eine positive Erzählung der Beeinflussung etabliert hat (vgl. Ege 2014). Andernorts wurde die Präsenz der CS wenn nicht als Unterwanderung etablierter Fachbereiche so doch zumindest als Bedrohung aufgefasst. Im Kontext der britischen Sozialwissenschaften mündete diese Spannung u.a. in eine Grenzarbeit mit der anderen, qualitativ forschenden Disziplin, der Social Anthropology, wie das berühmte Dokument eines Streitgesprächs, »Cultural Studies Will Be the Death of Anthropology« (Hobart et al. 1997), belegt.

Wenn der motivierende Neuigkeitsgrad von CA in einer Wiederentdeckung geschichtsbewussten Arbeitens liegt, können wir uns also fragen, was genau in diesem überdeterminiertem Moment (vgl. Gilbert i.d.H.: 106) – der heutigen neoliberalen *conjuncture* (Grayton/Pitch 2017) – für ein Wiederaufgreifen und die Aufwertung historischer Dimensionierungen

spricht. Im Feld der CS im UK geht man dieser Frage seit 2017 im Kontext der Zeitschrift *Soundings* in einer Aufsatzreihe nach,

»to develop a rich toolkit of concepts, histories and understandings that enable us to think through what is possible, to determine the direction of future interventions, and to provide a space in which crucial differences and agreements within left activism can be explored« (Grayson/Little 2017: 73).

Im deutschsprachigen Kontext der Europäischen Ethnologie zumindest dürfte diese Aufwertung historischen Argumentierens einige Argumente für diese seit den 1990er-Jahren immer weniger beachtete Forschungskompetenz der Empirischen Kulturwissenschaft liefern (vgl. Kienitz 2012; Wietschorke 2014b). Dies gilt vielleicht gerade für die Standorte, an denen die Cultural Studies bislang zum festen Bestandteil in Lehre und Forschung zählten, wie z.B. in Tübingen, München, Göttingen oder Berlin. Ist hier eine Verschiebung zugunsten ›geschichtsblinder‹ Kulturanalysen zu beobachten, weshalb es ein genuines Interesse sein muss, den Status der hier ebenfalls sehr gut etablierten historisch orientierten Forschungen zu verteidigen? Und: Die Europäische Ethnologie, so schien es mir, ist trotz ihrer dort verankerten intensiven Rezeption der Cultural Studies bisher ohne den Begriff der CA ausgekommen. Ist der über die Tübinger Empirische Kulturwissenschaft in die Europäische Ethnologie gelangte Begriff der Kulturanalyse deckungsgleich mit den Anliegen der CA? Es liegt nahe, dass es eines gewissen Abstands für eine wissenschaftshistorische Auseinandersetzung bedurfte, um CA sowohl in ihrer konzeptionellen als auch praxeologischen Dimension zu begreifen.

In der heutigen Neubewertung der CA im Kontext der Europäischen Ethnologie scheint eine Grenzziehung gegenüber der Actor-Network-Theorie (ANT) und nahe daran anschließender Assemblageforschung zu liegen. Dies hat sich zumindest in den kurzen

Gesprächen für mich ergeben, weil mir darin als Vertreterin der Assemblageforschung eine *andere* Position zugewiesen wurde. An ANT anschließende Assemblageforschung kann als der Versuch gelten, »the social sphere as a situational articulation of human and non-human actors« (Färber 2014: 121f.) zu rekonzeptualisieren.

»Its main analytical interest concerns the quality of relations within and between these actors and entities, the latter's emergence and how agency is distributed amongst them. Its attention is also focussed on the question how fundamentally fragile connections of various human and non-human actors find stabilisation in sociomaterial actor networks« (ebd.).

John Law bezeichnet ANT und Assemblage als »a particular empirical translation of poststructuralism« (Law 2009: 146).

Was hat es mit der Unterscheidung aber nun auf sich? Gilbert ist u.a. ein genauer Beobachter, Analytiker und Aktivist innerhalb dessen, was er jüngst in einem Gespräch mit Rebecca Bramall und James Meadway als »*austerity conjuncture*« bezeichnet und für Großbritannien diskutiert hat (Bramall/Gilbert/Meadway 2016). Dreh- und Angelpunkt des gemeinsamen Nachdenkens ist die Verschuldung individueller Haushalte, die speziell in England seit den 1970er Jahren in einer Weise zugenommen hat, dass von einem Moment im Hall'schen Sinne gesprochen werden kann. Indem eine Vielfalt von gesellschaftlichen Feldern und deren Beziehungen untereinander erörtert wird (von sozialer Mobilisierbarkeit im Bereich Ökologie und *degrowth*, der Bewertung von Austerität als Erfahrung, der besonderen Situation Jugendlicher unter dem Eindruck neoliberalisierter Alltage), verdeutlicht die von den Autor*innen vorgenommene historische Dimensionierung, dass die Bereitschaft, Austerität auszuhalten, historisch begründet ist in »liberal economic moralism, and liberal individualism« (Bramall/Gilbert/Meadway 2016: 127).

Gilbert spricht von einer im britischen Kontext entstehenden »emergence of austerity as a sort of structure of feeling: a kind of mood, and affective assemblage, rather than as a coherent narrative that stands up to any kind of logical scrutiny« (Gilbert et al. 2016: 132). In diesem Zitat kommt nicht nur eines der bekanntesten Motive der CS (und CA), die Williams'sche »structure of feeling«, mit dem Konzept der Assemblage zusammen. Die Aneinanderreihung verweist also darauf, dass sich beide nicht ausschließen und Assemblage entsprechend machtanalytisch nicht so blind sein kann, wie es allenthalben behauptet wird (vgl. u.a. Brenner et al 2011). Auffällig ist darüber hinaus die Vorsicht, mit der die eher generalisierenden Konzepte »structure of feeling« und »mood« aufgegriffen werden: in klarer Abgrenzung zu Vorstellungen von Kohärenz und systematischer Logik verweist Gilbert mit Formulierungen wie »a sort of«, »a kind of« (die auch dem Gesprächscharakter des Beitrags geschuldet sein mögen) eher auf die grundsätzliche Inkonsistenz von Alltag. Der Gedanke der Inkonsistenz des Alltäglichen kann nun sowohl als genuines Forschungsinteresse der Empirischen Kulturwissenschaften als Alltagskulturwissenschaft gelten. Konzeptionell kommt dieser subtile Hinweis auf Qualitäten wie Losigkeit gekoppelt mit Annäherung (»so etwas wie«, »in etwas wie«) aber auch dem oben benannten Interesse der Assemblageforschung an Emergenz und Potenzialität entgegen.

Vielleicht lässt sich auch deshalb das widersprüchliche Aushalten (»endurance«, vgl. Berlant 2011) im Spannungsfeld kapitalistischer Profitsteigerung und individualisierter Verschuldung ebenfalls auf dem Weg der Assemblageforschung bearbeiten: In meiner Forschung zum *urban imagineering* Berlins um die Jahrtausendwende trafen eine ganze Reihe divergierender sozialer Felder unter dem neoliberalisierenden Imperativ der Kreativität auf eben diese Weise aufeinander: Berlin auszuhalten – dieses Potenzial speiste sich aus ganz unterschiedlichen Quellen und artikulierte sich in einer Vielzahl sozialer Kontexte. Aushalten wurde

sogar in einer Weise zum Mainstream, dass der Regierende Bürgermeister damit bei seinem Londoner Amtskollegen für Berlin als »arm aber sexy« meinte werben zu können (vgl. Färber 2014; Stahl 2014). Ein Statement mit einer gewissen Wirkmacht, das, so zynisch es auch war, ein kulturell einigermaßen plausibles Bild für die Spannung einer unternehmerischen *low-budget*-Urbanität und der damit einhergehenden Prekaritätserfahrung geschaffen hat.

Dieses Zusammentreffen unterschiedlicher Artikulationen einer Berliner *low-budget-urbanity* lässt sich als urbane Assemblage begreifen. Die Formulierungen des Ungefähren bei Gilbert (»a sort of«, »a kind of«) deuten in meinen Augen darauf hin, dass es mit CA möglich ist, über die reine Feststellung struktureller Bedingungen historischer Möglichkeitsmomente hinaus, die Qualifizierung der darin stattfindenden Situationen des Sozialen in den Mittelpunkt zu stellen. Das ist ein Ansatz, den die Assemblageforschung dahingehend verfolgt, als sie von der grundsätzlichen Anfälligkeit des Zusammenhaltens von Gesellschaft ausgehend die Qualität bestehender Verbindungen (*agencements*) untersucht und die Bedingungen dafür, dass sie überhaupt entstehen.

CS im Modus der CA konzentriert sich auf Machtanalyse an bestimmten neuralgischen Punkten und ist in Erwartung der gesellschaftlichen Verwertbarkeit der Forschungsergebnisse, ihrer »potenziellen Nützlichkeit«, zukunftsorientiert (vgl. Gilbert: 104). So gesehen kann das Projekt der CA nur von einem Assemblageansatz profitieren, der Potenzialität und Emergenz als zentrale Forschungsinteressen begreift. Dass diese genuine Zukunftsorientierung jedoch auch die Gefahr in sich birgt, die Gegenwart aus dem Blick zu verlieren, steht auf einem anderen, aber absolut diskussionswürdigen Blatt.

Ebenso notwendig erscheint mir eine Auseinandersetzung über die von Gilbert angedeutete institutionelle Positionierung. Denn der Verweis darauf, dass die CA hilft, ein Feld der erweiterten

politischen Soziologie zu umreißen, erweist sich für eine Assemblageforschung, die vor allem aus diesem Feld heraus angegriffen wird, als unvereinbar. Davon unabhängig ist fraglich, was eine solche Positionierung in der/den deutschen oder deutschsprachigen Wissenschaftslandschaft/en bedeuten würde: Wie

können sich Kulturwissenschaften mit Hilfe der CA heute positionieren? Beobachten wir gerade die Entstehung einer kulturwissenschaftlich untermauerten politischen Soziologie? Zumindest haben wir es mit hochmotivierten transdisziplinären, interventionistischen Arbeitskontexten zu tun.

Ben Trott

Jeremy Gilbert argues that it is conjunctural analysis that constitutes the »core activity and objective« of (anglophone) Cultural Studies. I find this claim persuasive. In what follows, I will make the case that Queer Studies can itself be understood as a form of Cultural Studies, at least in part. Not only have key contributions to the former been informed by the latter, but I will argue that much recent Queer Studies can similarly be understood as engaged in conjunctural analysis. As I show below, such analyses have sought to grasp moments of change: where hegemonic projects begin to break down, power relations and discourses shift, or new sensibilities appear to emerge. The aftermath of the 2008 political economic crisis represents precisely such a moment. And I argue that it is to the analysis of our current conjuncture that some queer scholars of Cultural Studies are rightly turning; rightly not least because it appears to pose particular challenges to queer ways of life, and to the rights and liberties of queer people.

In their recent introduction to a new series on »critical terms for left strategy« in *Soundings* (the journal founded by Stuart Hall, Doreen Massey, and Michael Rustin), Deborah Grayson and Ben Little (2016: 61) explain that »over the last few years« in particular, the journal has »foregrounded the idea of conjunctural analysis«. They describe this as the »way of writing« developed by Hall in essays like *The Great Moving Right Show*, his seminal account of Thatcherism, and through his reading of Lenin as well as Gramsci.

As Sally Davidson et al. (2017: 2-4) rightly point out, Hall partly approached both through the work of Louis Althusser. Conjunctural analysis draws not only on the Gramscian notion of the conjuncture/the conjunctural (terms that Gilbert notes are used by Gramsci in a number of »slightly different ways« (Gilbert i.d.H.: 106). It is also often said to rely on Althusser's concept of »overdetermination« (e.g. Davidson et al. 2017: 3). In his essay *Contradiction and Overdetermination*, for instance, Althusser (2005 [1969]: 99) makes use of Lenin's 1917 *Letters from Afar* which describe the Russian Revolution's success as due to the fact that in »an extremely unique historical situation, *absolutely dissimilar currents, absolutely heterogeneous class interests, absolutely contrary political and social strivings have merged, [...] in a strikingly »harmonious« manner.*

Soundings describe their own attention to conjunctural analysis as having particularly informed their response to the economic crisis of 2008:

»This is because thinking in this way involves seeking to identify what is specific to a given historical moment. Does the crisis signify the end of a period of hegemonic dominance by a specific group? Will the economic crisis become a political crisis? What kind of era are we living through? What is the prevailing common sense of this period, and has it been undermined by the crisis?« (Grayson/Little 2016: 61).

There are many ways in which Queer Studies can be understood as a form of Cultural Studies. The insti-

tutional origins and affiliations of both, and many of their methods, are similar in some important ways. Queer Studies has often been explicit in its intellectual debts to Cultural Studies. And the study of ›culture‹ – described by Gilbert (Gilbert i.d.H.: 107) as »the general domain of meaning-making«, and a site of both »normalisation« and of the »contestation« of »common-sense« – is clearly crucial to many queer scholarly endeavors. Robyn Wiegman and Elizabeth A. Wilson (2015: 2) describe Queer Studies' »interdisciplinary consolidation around antinormativity as its most productive field-defining rule«. I will briefly unpack each of these claims, before turning to my main argument that key contributions to Queer Studies can also be understood as having been engaged, like Cultural Studies, in conjunctural analysis.

While Cultural Studies in Britain grew out of English Literature departments in the 1950s (as Gilbert points out), in the US today, many (although by no means all) specialists in Queer Studies continue to receive a humanities-oriented training within English departments (Wiegman 2017: 223). In terms of shared methodologies, Jack Halberstam's (2011: 15, 17) *The Queer Art of Failure* develops the notion of »low theory« out of Hall's work as »a model of thinking«, proposing it as »a counterhegemonic form of theorizing, the theorization of alternatives within an undisciplined zone of knowledge production«. David M. Halperin (2012: 89) argues in *How To Be Gay* that it is in fact psychoanalysis that »continues to be the privileged method within queer studies, as within cultural studies in general, for thinking about the workings of human subjectivity«. Tim Dean and Christopher Lane (2001: esp. 20-25) have provided a helpful discussion of queer theory's relationship to psychoanalysis, and in Johanna Ryan's (2001: 316) contribution to their edited volume – which she titled *Can Psychoanalysis Understand Homophobia?* – she writes: »Although I am loathe to draw parallels among different forms of prejudice, I have found some of Stuart Hall's writings

on racism useful in highlighting certain comparable dynamics in homophobic prejudices«. In her work on queer diasporas in *Impossible Desires*, Gayatri Gopinath (2005: 6f.) describes her project as »deeply indebted« to »[t]heories of diaspora that emerged out of Black British cultural studies in the 1980s and 1990s, particularly those of Paul Gilroy and Stuart Hall«. This, she argues, moved beyond notions of diaspora as entailing a »traditional orientation toward homeland, exile, and return«, deploying instead an »antiessentialist notion of cultural identity« defined in terms of difference and hybridity (ibid.).

Dick Hebdige's *Subculture: The Meaning of Style* is often described as one of Cultural Studies' most widely read books, and Halberstam (2005: 159f) draws on his as well as Hall and others' work in his own writings on subculture. He takes to task these authors' relative neglect of questions of »sexuality and sexual style«, however. Engaging with these questions, he insists, would require a rethinking of many sociological and Cultural Studies approaches to subcultures. Queer subcultures in particular are said to often form in relation to ›place‹ – sites such as gay bars, for instance – as much as around »a genre of cultural expression«, and to be less exclusively youth endeavors (Halberstam 2005: 161).

Others have challenged key figures within Cultural Studies for their own reproduction of gendered and sexual norms. In *Gesellschaft als Urteil*, for instance, Didier Eribon (2017: 210) notes that Richard Hoggart's »männliche, maskulinistische Voreingenommenheit« in his *The Uses of Literacy* »ist derart auffällig, dass man sich fragt, warum sich seine vielen Anhänger von gestern und heute nie daran gestört haben«. Eribon (2017: 215) suggests that in the first part of his autobiography, *A Local Habitation*, Hoggart reveals »wie unfähig er gewesen sein muss, eine sexuelle oder amouröse Beziehung zwischen zwei Frauen anzuerkennen [...]. Als ob es in den populären Klassen der dreißiger Jahre keine lesbischen und

schwulen Paare, keine lesbische und schwule Kultur gegeben hätte!« Indeed, a case can be made – and it was made by Eve Kosofsky Sedgwick (2008 [1990]: 1) in what is widely regarded as one of the founding texts of Queer Studies – that an analysis of the modern distinction between homo- and hetero-sexuality (and of the devaluation of the former) is crucial to »an understanding of virtually any aspect of modern Western culture«.

The institutional and methodological origins and approaches, the theoretical tools, and the objects of inquiry attended to by Queer and Cultural Studies thus overlap or resonate in many ways. As I have suggested above, however, Queer Studies can also be understood as having made crucial contributions to conjunctural analyses, or to what Gilbert defines (Gilbert i.d.H.: 104) broadly as »the analysis of convergent and divergent tendencies shaping the totality of power relations within a diverse social field during a particular period of time«. This is a time period that he cites Lawrence Grossberg as locating »between the specificity of the moment and the long duree of the epoch«. The *goal* of such analysis can also often be understood – just as Gilbert suggests – as »[mapping] a social territory, in order to identify possible sites of political intervention« (Gilbert i.d.H.: 112).

There are numerous examples of key contributions to Queer Studies that attempt such an analysis, many of which – particularly in the 1990s and 2000s – addressed a (primarily US) context in which social and economic liberalism (or what Nancy Fraser has recently termed *progressive neoliberalism*) was supplanting the conservatism and authoritarianism of the political right in the 1970s and 80s. (Gilbert notes a similar shift in the UK, beginning in the mid 80s.) In *Disidentifications: Queers of Color and the Performance of Politics*, José Esteban Muñoz (1999: 114) argued that while what Gramsci called a »war of manoeuvre« had been an effective »modality of resistance at a moment when minoritarian groups were

directly subjugated within hegemony«, today »the more multilayered and tactical war of positions represents better possibilities of resistance«. This is a »war« that is »predicated on the understanding that diverse sites of institutional and cultural antagonism must be engaged to enact transformative politics« (Muñoz's 1999: 114). Lisa Duggan's (2003: 45) influential work has charted the emergence of »neoliberal ›equality‹ politics« where »gay civil rights groups have adopted neoliberal rhetoric and corporate decision-making models«. In stark contrast to the origins of the gay liberation movement, which was caught up with the New Left struggles of the 1960s and 70s, this marked the emergence of what Duggan (2003: 50) famously called »the new homonormativity«. She described this as: »a politics that does not contest dominant heteronormative assumptions and institutions, but upholds and sustains them, while promising the possibility of a demobilized gay constituency and a privatized, depoliticized gay culture anchored in domesticity and consumption« (Duggan 2003: 50).

Perhaps one of the most high-profile contributions by Queer Studies to an explicitly conjunctural analysis, however, came in the form of a 2005 issue of *Social Text* titled: *What's Queer about Queer Studies Now?* It took as its point of departure »emergencies« that included neoliberal triumph and the end of the welfare state, the »war on terrorism«, the rise of »religious fundamentalisms, nationalisms, and patriotism«, and »the pathologization of immigrant communities as ›terrorist‹ and racialized populations as ›criminal‹« (Eng/Halberstam/Muñoz 2005: 2). The editors' introduction explained that the essay collection – like much recent work in Queer Studies – addressed issues of »empire, race, migration, geography, subaltern communities, activism, and class«, all of which they insisted were »central to the continuing critique of queerness, sexuality, sexual subcultures, desire, and recognition« (ibid: 2). The realm of Queer Studies, they added, was also where

»some of the most innovative and risky work on globalization, neoliberalism, cultural politics, subjectivity, identity, family and kinship is happening« (ibid).

In analyzing the fallout of the crisis of 2008, *Soundings* has sought to »identify what is specific« to the present moment (Grayson/Little 2016: 61). Similarly, Queer Studies scholars have sought to grasp the nature of neoliberal capitalism, and the possibilities open for transformatory social movements, amidst its current crisis. In the introduction to a 2011 special issue of *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies* on *Queer Studies and the Crises of Capitalism*, the editors explained that they had »invited authors to consider how queer methodologies illuminate the contradictions in current and historical economic patterns and advance our understanding of the complex structures of global capitalism« (Rosenberg/Villarejo 2012: 4). The special issue's »basic presumption« was said to be that an encounter between historical materialist analysis and Queer Studies could offer a compelling »possibility for analyzing capitalist culture in its dynamic, geographically diverse, and contradictory articulations« (ibid.).

As I see it, one of the tasks of a queer conjunctural analysis of the post-crisis world will be addressing the following (no doubt among many other issues). The crisis of 2008 can in part be understood as the breakdown of the ›deal‹, or the social compact, on which the neoliberal project (and the post-Fordisation of production) was based. At least in the global North, stagnant wages, growing precarity, and the roll-back of the welfare state was offset by rising asset prices, access to cheap credit and to cheap commodities (mass produced where wages were lowest) and, for some, the winning of new rights and liberties. Given the breakdown of this compact, it is worthwhile asking:

to what extent have the conditions now eroded in which *queer liberalism* flourished? In other words, we appear to be witnessing the breakdown of a ›mode of regulation‹ and ›regime of accumulation‹ (to borrow terminology from the Regulation School of political economy) that marked a period of relative stability and growth; and it was within this period that queer critics addressed and unpacked the merging of »a certain queer consumer lifestyle« with »recent juridical protections for gay and lesbian domesticity« (Eng/Halberstam/Muñoz 2005: 10f.). Queer liberalism (itself seen as having emerged within »a historical moment of extreme right-wing nationalist politics« (ibid.: 11)) saw the inclusion of *certain* queer subjects: for instance, those seen as even eligible for the rights of citizenship; and those whose intimacies and practices of care most closely resemble the social and political form of the heterosexual family. It also entailed a thorough de-coupling of queer claim-making from social movements and political approaches that sought a more radical re-making of the present. Our current conjuncture, however, is not only marked by increased political and economic instability, and by a growing precarity (one that nevertheless remains differentially distributed). It is also characterised by a political assault on the rights and the forms of equality previously secured (however tentatively) by queer people, trans people, people of colour, migrants, women and others. The task of queer scholarship – and of queer politics – will thus be to contribute towards mapping this shifting present, so as to identify possible sites of political intervention. Such interventions will not only need to entail a defense of *existing* liberties and rights of citizenship, but continuing to affirm queer *possibilities* and ways of life that the era of queer liberalism sought to foreclose.

Alexandra Schwell

Jeremy Gilbert beschreibt die Cultural Studies als eine besondere Form der politischen Soziologie, deren analytischer Fokus auf der Erforschung semiotischer Praktiken liege, mit einer Vorliebe für qualitative Analysemethoden. Ihr Hauptziel sei es, Machtverhältnisse aller Art in einem sozialen Feld zu kartieren, unter besonderer Berücksichtigung der verschiedenen Arten und Weisen, wie diese Verhältnisse sich in einem bestimmten historischen Moment verändern. Aber was, so lässt sich fragen, macht diesen Moment aus, und wer definiert ihn? Und welche Rolle spielt Kultur in diesem Transformationsprozess?

Gilbert rekurriert auf vergangene und vieldiskutierte Forschungen, allen voran die Studie *Policing the Crisis* von Hall et al. (1978), die als Prototyp der *conjunctural analysis* gilt. Hiervon inspiriert, möchte ich in einem Gedankenspiel ein aktuelles Beispiel heranziehen und daraus einige kritische Fragen entwickeln. In Österreich hat im Frühjahr 2019 der Begriff ›Ibiza‹ im wahrsten Sinne des Wortes Konjunktur. Die Urlaubsinsel ist zum Symbol geworden für politische Kultur und Korruption, die Krise eines politischen Systems, einer Regierung und zum Testfall für die Demokratie, zum Kristallisationspunkt für Hoffnungen und Phantasien. Im Frühjahr 2019 veröffentlichten *DER SPIEGEL* und die *Süddeutsche Zeitung* ein ihnen zugespieltes Video vom Juli 2017, auf dem der Bundesparteiohmann und Spitzenkandidat der FPÖ für die Nationalratswahl HC Strache und der Wiener Vizebürgermeister Johann Gudenus von einer vermeintlichen Oligarchennichte in einer Villa auf Ibiza in eine Falle gelockt werden, in der sie ihr Einfluss und Staatsaufträge gegen illegale Spenden versprechen. Infolgedessen stürzte innerhalb kürzester Zeit nicht nur Strache, in der Zwischenzeit zum Vizekanzler avanciert, sondern die gesamte Regierung von Kanzler Sebastian Kurz.

Handelt es sich bei ›Ibiza‹ um einen konjunkturellen Wendepunkt? Ohne Zweifel haben wir es mit einem historischen Moment zu tun, in dem in kürzester Zeit Dinge möglich wurden, die kurz zuvor noch kaum denkbar waren. Mit dem großen Paukenschlag des Ibiza-Videos endete, zumindest vorläufig, eine demokratiepolitische Talfahrt. Türkis-Blau zeichnete seit der Regierungsübernahme für den Abbau von Arbeitnehmer*innenrechten, Verschärfungen gegenüber Asylbewerbern, zahlreiche ›Sager‹ und ›Einzelfälle‹, Skandale wie die Durchsuchung des Bundesamts für Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung (BVT) sowie Drohungen gegen die freie Presse verantwortlich. In der Tat: Viele dieser ›Einzelfälle‹ wären bereits dazu geeignet gewesen, Regierungsmitglieder aus ihren Ämtern zu entfernen; es bedurfte jedoch des Videos aus anonymer Quelle, um eine Welle von Ereignissen in Gang zu setzen, die innerhalb kürzester Zeit in der österreichischen Regierung keinen Stein auf dem anderen ließen.

Nach bleiernen Monaten scheinbar unangreifbarer türkis-blauer Politik und ritualisierter Gegendiskurse öffnete das Ibiza-Video einen seltenen Möglichkeitsraum. In diesem komprimierten Raum-Zeit-Fenster stürzte HC Strache über seine eigene Machtgier, seine Größenphantasien, seine Geschwätzigkeit und Großspurigkeit, wo gut dokumentierte Recherchen über seine Neonazi-Vergangenheit und die seiner Partei über Jahre hinweg nichts hatten ausrichten können. Ein Innenminister wurde plötzlich untragbar und wurde geschasst, obwohl noch kurz zuvor darüber hinweggesehen wurde, dass er den eigenen Verfassungsschutz massiv bekämpfte, mutmaßlich mit dem Ziel, dessen Arbeit gegen den Rechtsextremismus zu behindern, wenn nicht zu verunmöglichen. Dass es sich dabei um den gleichen Mann handelte, der für islamfeindliche

und rassistische Parolen der FPÖ verantwortlich zeichnete (»Daham statt Islam«, vgl. Zöchling 2013), war hinreichend bekannt und kein Hinderungsgrund für seine Ernennung zum Innenminister und damit zum Verantwortlichen für die Innere Sicherheit und Vorgesetzten von über 30.000 österreichischen Polizistinnen und Polizisten (Stand Dezember 2018). Und schließlich wurde zum ersten Mal in der österreichischen Geschichte ein Kanzler samt Regierung per Misstrauensvotum aus dem Amt entfernt und bis zu den Neuwahlen im Herbst 2019 durch eine Frau als Interimskanzlerin, ebenfalls ein Novum in der politischen Geschichte des Landes, ersetzt.

Wenn ›Ibiza‹ einen Wendepunkt darstellt, wann begann die Konjunktur? Mit der Angelobung der Regierung Kurz im Dezember 2017? Oder bereits mit dem denkbar knappen Ergebnis der Präsidentschaftswahl 2016, bei der sich der Grüne Van der Bellen gegen den freiheitlichen Hofer nur knapp im zweiten Anlauf durchsetzte, nachdem Letzterer die Wahl angefochten hatte? Oder müssen wir schon früher beginnen, bei der Spaltung der FPÖ im Jahr 2002, die zugleich den Beginn des Aufstiegs von HC Strache als Antipode zu Jörg Haider markierte? Oder noch weiter zurück zur schwarz-blauen Regierung unter Kanzler Schüssel im Jahr 2000, auf die 14 EU-Mitgliedsstaaten mit einer vorübergehenden Reduzierung ihrer bilateralen Beziehungen zu Österreich antworteten, und zu deren Aufstieg und Scheitern heute so viele Parallelen gezogen werden? Was ist mit Jörg Haiders Sager von der »vorbildlichen Beschäftigungspolitik« im Dritten Reich vom 1991 (Perger 1991)? Oder dem Mythos von Österreich als erstem Opfer des Nationalsozialismus, dem vom benachbarten Ausland weiterhin nur Schlechtes drohe – wahlweise in Form des ›Anschlusses‹ an nationalsozialistische Deutschland, anschließender deutscher Aufarbeitung der NS-Verbrechen oder, wie nun zuletzt, von deutschen Medien, die das Ibiza-Video verbreiten?

Gilbert weist darauf hin, dass es bei der Analyse von Konjunkturen nicht allein um den Versuch gehe, Periodisierungen vorzunehmen, sondern stets um die Identifikation von Kontinuitäten und Diskontinuitäten auf mehreren Ebenen und Reichweiten. Diese Diskussion wird auch in der politischen Debatte selbst explizit wie auch implizit geführt. Der Rückgriff auf Erklärungsmuster, das Ziehen historischer Parallelen, so abwegig sie auch sein mögen, suggerieren eine Kontinuität und auch ein Wir-Gefühl, das unter Beschuss geraten scheint. Und dies gilt für beide Lager: Auch die wöchentlichen Gegendemonstrationen bezogen sich mit ihrem Motto »Es ist wieder Donnerstag« auf die Demonstrationen gegen Schwarz-Blau im Jahr 2000 am gleichen Wochentag. Im Unterschied zum Jahr 2000 gab es diesmal jedoch keine Reaktionen einzelner EU-Mitgliedsstaaten, da in der Zwischenzeit die Rechtspopulisten in weiten Teilen Europas Erfolge feierten, die ihrem österreichischen Zweig das Gefühl vermitteln mussten, dieses eine Mal nicht auf der falschen Seite der Geschichte zu stehen, sondern sich mit Salvini, Orban und Co. im Aufwind zu befinden. Wie weit reicht die *conjuncture* also nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich? Welche transnationalen Verbindungen und Netzwerke ermöglichen Austausch und das Erstarken von Diskursen weit über nationale Grenzen hinweg?

Die Zeit schnurrt zusammen und die Ereignisse überschlagen sich. Möglichkeitsräume eröffnen sich. ›Ibiza‹ war zweifellos ein Wendepunkt, indem es das politische System durcheinanderwürfelte und Energien und Emotionen freisetzte. Aber schon gibt Strache die Parole »Jetzt erst recht!« aus und wird ›nach Ibiza‹ mit Vorzugsstimmen ins Europäische Parlament gewählt, während seine Partei nur geringe Einbußen bei der EU-Wahl zu verzeichnen hat. Schon bereitet sich Ex-Kanzler Kurz auf seine ›Wiederauferstehung‹ nach den Neuwahlen vor, da er wie auch während seiner Amtszeit weiterhin erfolgreich zu vermitteln weiß, dass er mit unangenehmen Begleiterscheinungen des

politischen Betriebs wahlweise nichts zu tun hatte oder stellvertretend für alle Österreicherinnen und Österreicher still gelitten habe. Dieses messianische Narrativ, obschon hinreichend demaskiert, findet weiterhin seine treue Gefolgschaft, die sich von Gegenpositionen und aufklärerischen Medien nicht beirren lässt.

Nach diesem Ausflug in die kurzen langen Tage der Ibiza-Affäre nun also zwei Fragen: Was zeichnet die Konjunktur aus, und welche Rolle kommt hier der Kultur zu? Gilbert geht davon aus, dass die Gesamtheit der Machtverhältnisse die kulturellen Phänomene produziere. Kultur sei damit Machtverhältnissen und Einflüssen nachgelagert. Eine Analyse kultureller Phänomene müsse also notwendigerweise eine Analyse von Machtfaktoren sein, aus denen kulturelle Phänomene resultieren. Die Handlungsmacht von Akteuren ließe sich aktivieren, indem diese aufklärerisch tätig werden, wie Gilbert am Beispiel des Brexit argumentiert. Warum aber ist die FPÖ in den Europawahlen nicht ins Bodenlose gestürzt? Warum hat Sebastian Kurz alle Chancen darauf, auch die nächste Kanzlerschaft zu übernehmen? Warum findet nun kein kollektives Umdenken statt, jetzt, wo die Fakten auf dem Tisch liegen? Die Antwort könnte mit der Rolle zusammenhängen, die Kultur als Praxis spielt.

Jeremy Gilbert begreift Kultur auf zweifache Weise: erstens als »*whole way of life*«, als gesamte Lebensweise und Praktiken der Bedeutungsgenerierung. Zweitens, und dies sieht er vor allem als die Domäne gegenwärtiger Cultural Studies an, als kulturelle Ausdrucksformen, als Texte und Artefakte populärer Kultur im weiteren Sinne.

Aus der Perspektive einer Alltagskulturforschung, die einen praxeologischen Kulturbegriff vertritt, erscheint eine solche Trennung unnötig. Kultur meint hier nicht nur die Verständigung über Symbole, sondern das Tun, die Praxis, die den Menschen in seiner materiellen Umwelt, aber auch sein Fühlen,

seine Körperlichkeit umfasst. Es ist nicht nur die symbolische und Wissensebene, die Kultur ausmacht, sondern wir handeln in der Kultur. Zugleich sind unsere Körper, unser Fühlen, unsere Selbst- und Fremdwahrnehmungen und Lebensstile zutiefst soziale und kulturelle Dinge, die existieren, weil sie immer wieder performativ »gemacht« und reproduziert werden.

Dinge umgeben uns, und wir handeln mit ihnen und durch sie. Dinge und Repräsentationen, Materialitäten und Imaginationen haben also nie nur die Funktion, uns unserer selbst zu versichern, sondern auch das Andere zu lokalisieren, zu verorten, Identität und Alterität zu definieren. Für die Praxeologie ist die Körperlichkeit und Materialität der Praktiken entscheidend – Praktiken sind Bewegungen des Körpers in einer materiellen Umwelt:

»Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um die Materialität von Territorien, Dingen oder Körpern handelt. Sie sind alle kulturell geformt. Auch Kultur lässt sich häufig erst im Umgang mit Dingen und Körpern wirklich ›dingfest‹, d.h. sichtbar, aufzeigbar, nachweisbar, nachvollziehbar machen« (Hörning und Reuter 2004: 12).

In ihrem Rekurs auf die Praxistheorie nimmt die kulturanthropologische Alltagskulturforschung also den Kulturbegriff der Cultural Studies beim Wort. Objekte, Artefakte, Diskurse, Stile werden nicht als abhängige Variable materieller Bedingungen und resultierende Ausdrucksform angesehen, sondern als in Lebenswelten eingebettet und zugleich durch gesellschaftliche, politische und ökonomische Faktoren geformt betrachtet. Eine solche Perspektive situiert Akteurinnen und Akteure stets innerhalb eines spezifischen gesellschaftlichen, politischen, ökonomischen und kulturellen Kontextes, schreibt ihnen jedoch zugleich Handlungsmacht zu. Für ›Ibiza‹ bedeutet dies: Brüche, Reibungen, Konflikte, Störungen sind aus kulturwissenschaftlicher Perspektive deshalb interessant, weil sich hier konfligierende Normen,

Alltagserwartungen und kulturelle Muster zeigen, die uns ansonsten weitgehend unhinterfragt umgeben. Die Regierungskrise infolge des Ibiza-Videos ist ein solcher Bruch, der Einblicke in politische Kultur, in Handlungsstrategien und Selbst- und Fremdbilder, Identitäten und Alteritäten erlaubt. Das ›Ibiza‹-Video ist nicht deshalb relevant, weil es gänzlich Neues, bislang Unbekanntes an Tageslicht gebracht hätte. Auch wenn die genauen Details noch für längere Zeit Gegenstand von Untersuchungen bleiben werden, besteht seine Bedeutung darin, dass durch seine Veröffentlichung politische Praktiken in ihrer Widersprüchlichkeit zum deklarierten demokratischen Anspruch der Akteur*innen offenbar wurden. Indem das Video die Scheinwerfer auf die Normalität etablierter Verflechtungen von Medien, Politik und Wirtschaft fokussiert, verweist es auf die Reproduktion sozialer und politischer Ordnung sowie kultureller Muster.

Entsprechend spielt Kultur noch in einem weiteren Sinn eine Rolle, die über den von Gilbert zugewiesenen Ort hinausreicht. So ist der Kulturologe Klaus Eder der Ansicht, gemeinsames Wissen reiche nicht aus, um Kultur zu erklären, denn ansonsten würde es genügen, Regeln und Verhaltensschemata zu erlernen oder zu fixieren, um an einer Kultur teilzuhaben. Kultur aber

»[...] entsteht erst dann, wenn das gemeinsame Wissen strittig sein kann. Kultur setzt voraus, dass Konsens in Dissens überführt werden kann, dass gemeinsam geteiltes Wissen neu bestätigt, unter Umständen reorganisiert werden muss, um wieder als gemeinsames Wissen gelten zu können« (Eder 1999: 149).

Die Tatsache, dass soziale Gruppen oder Gesellschaften Wissen teilen, bedeute also nicht, dass wir es bereits mit Kultur zu tun hätten. Kultur entstehe, indem wir

uns permanent darüber auseinandersetzen, was dieses geteilte Wissen bedeutet. Eder schreibt:

»Dissens ist also das Konstitutivum von Kultur. Ohne Dissens bedarf es keiner Herstellung einer gemeinsamen Welt. Kultur wäre überflüssig. Dissens ist somit der Schlüssel zur Beantwortung der Frage, wie eine gesellschaftliche Ordnung möglich ist« (ebd.: 150).

Bei der Analyse der Praxis und der Mechanismen kultureller Identität stoßen wir damit auf eine paradoxe Form kultureller Gemeinsamkeit: Konsens, der Dissens über ebendiesen Konsens ermöglicht und damit erneut Konsens möglich macht.

Kultur als »*ways of being in the world*« (Geertz 2000: 17) können wir entsprechend als ein Repertoire begreifen, aus dem Akteur*innen schöpfen, und das sie zugleich performativ immer wieder aufs Neue erschaffen und reproduzieren. Die Dynamik des Performativen zeigt sich nicht im Identischen und Unstrittigen, sondern in Aushandlungen, Ausdeutungen und Auseinandersetzungen, die zugleich Praktiken und Diskurse wie auch deren Grenzen zur Disposition stellen, auf der Grundlage der Vergangenheit und verbunden mit Vorstellungen auf eine Zukunft. Welche Implikationen ›Ibiza‹ für die Zukunft der österreichischen Demokratie bereithält, darüber lässt sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt lediglich spekulieren. Die Krise und die in ihr hervortretenden Brüche, Reibungen, historischen Bezüge, Abgrenzungen und Eingemeindungen zeigen jedoch recht deutlich, dass Kultur mehr meint als lediglich eine abhängige Variable politischer und ökonomischer Prozesse. Vielmehr zeigt diese komplexe Gemengelage mit ihren vielen Bezügen und Einflussfaktoren die Notwendigkeit einer kulturanalytisch verstehenden Konjunkturanalyse, die den Kulturbegriff der Cultural Studies als »*culture as a whole way of life*« tatsächlich ernst nimmt.

Rainer Winter

Bereits 2004 bei der 5. *Crossroads in Cultural Studies*-Konferenz an der Universität von Illinois in Urbana-Champaign hat Lawrence Grossberg in seinem Hauptvortrag hervorgehoben, dass *Policing the Crisis* ein hervorragendes Beispiel für eine konjunkturelle Analyse sei (Grossberg 2008). In dieser Studie verdichteten sich die Ambitionen der Forschergruppe um Stuart Hall und John Clarke (Hall et al. 1978), die politische und gesellschaftliche Gegenwart Großbritanniens, insbesondere die Herrschafts- und Machtverhältnisse, zu analysieren und dabei Möglichkeiten der Intervention zu bestimmen, die zu demokratischen Transformationen führen sollten. Die Untersuchung sagte auch bereits den Aufstieg des Thatcherismus voraus, weil sie zeigen konnte, dass es zu einer Verschiebung in den politischen Kräfteverhältnissen kommen würde. Der sozialdemokratische Konsens löste sich auf, und die radikalen Rechten waren auf dem Vormarsch. Die Autoren betonten die wichtige Rolle der Zivilgesellschaft, die eine »relative Autonomie« habe und in der um die Macht im Staat gekämpft werde. In den 1980er Jahren hat Hall dann sehr intensiv den Thatcherismus untersucht, der seiner Analyse nach einen autoritären Populismus verwirklichte, später Blairs Politik und dann die von Cameron. Diese Analysen sind oft in Tageszeitungen erschienen. Als öffentlicher Intellektueller praktizierte Hall ein eingreifendes Denken, um den Kampf um Hegemonie deutlich zu machen und an der von den Neoliberalen erreichten Hegemonie zu rütteln und sie zu destabilisieren.

Cultural Studies entstehen also als theoretisch laborierte und differenzierte Reaktion auf kulturelle und gesellschaftliche Konstellationen, in die sie durch theoretische und empirische Analysen intervenieren möchten. Sie sind ein intellektuelles Projekt mit politischen Absichten. In seinen eigenen Studien hat Grossberg diese Form der politischen Kultur- und

Gesellschaftsanalyse fortgeführt, systematisiert und weiterentwickelt (Grossberg 2010). Hervorzuheben sind z.B. *Caught in the Crossfire. Kids, Politics, and America's Future* (2005) und *Under the Cover of Chaos. Trump and the Battle for the American Right* (2018). Beide Bücher bieten, ausgehend vom »Kampf gegen die Kinder« bzw. von der Wahl Donald Trumps zum Präsidenten und dem ersten Jahr seiner Präsidentschaft, tiefgehende und komplexe Analysen des politischen Feldes der USA, seiner ideologischen und diskursiven Kämpfe.

Grossberg geht es um eine Bestimmung der jeweiligen Konjunktur, der zeitgebundenen Konstellation von Kräfteverhältnissen, die nicht stabil bleiben, sondern sich verändern. Kultur ist ein Kampf um Bedeutungen, der nie zu einem Stillstand kommt und immer auch Möglichkeiten der Transformation von Herrschafts- und Machtverhältnissen beinhaltet. Grossberg arbeitet die verschiedenen politischen Positionen heraus, bestimmt die dahinter liegenden Formationen von Kräften und zeigt, wie sie im »Problemraum der Moderne« zu lokalisieren sind. Am Beispiel von Trump legt er dar, dass eine reaktionäre Gegenmoderne auf den Weg gebracht worden sei, die die Demokratie und den Frieden weltweit bedrohe.

Eine Konjunktur lässt sich als ein historischer Zeitpunkt begreifen, der immer überdeterminiert ist, weil sich in ihm unterschiedliche Strömungen und Umstände verdichten und überlagern. Zweifellos stehen Marx, Gramsci und Althusser hier Pate. Den Cultural Studies geht es um eine historische und politische Kultursoziologie, wie auch Gilbert festhält.

Wie Grossberg zeigt, kann die konjunkturelle Analyse Einblick in politische Konstellationen vermitteln, ihre Entstehung aufzeigen und die Kräfte identifizieren, die eine demokratische Veränderung hervorbringen könnten. Auch für Europa wären solche Analysen erforderlich, um die zunehmende

Popularität rechtsradikaler Positionen und Parteien verstehen zu können. Es ist zu befürchten, dass sich auch hier ein radikaler Umbruch ereignet, der kulturellen Nationalismus mit einer ›Korporatokratie‹ verbindet. Wie in den 1930er Jahren besteht wieder die Gefahr, dass konservative Parteien und Industrielle den Weg zur Regierungsbeteiligung von rechtsradikalen Parteien ebnen. Wie diese Allianzen sich bilden und welchem Zweck sie dienen, sollte eingehend untersucht werden.

Darüber hinaus sollte gefragt werden, wie die »affektiven Landschaften« (Grossberg 2018: 91f.) beschaffen sind, die die Neugestaltung der politischen Kultur stützen. Trump inszeniert das Politische als persönliche Angelegenheit und macht, wie Grossberg (ebd.: 102) zeigt, Erfahrung und Gefühl zu narzisstischen Bewertungsgrundlagen für Wahrheit. Emotionale Inszenierung tritt an die Stelle von Reflexion, Argumentation und Begründung. Die Grenzen zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten verblässen. Dadurch rückt der Fernsehstar Trump das Intime ins Zentrum, was, wie Richard Sennett (1983) schon gezeigt hat, eine unzivilisierte Gesellschaft hervorbringt, die nicht durch Distanz und Respekt, sondern durch Narzissmus, Chaos und Ressentiments geprägt wird. Der Tod von Flüchtlingen im Mittelmeer, der in Kauf genommen wird, demonstriert, dass wir in Europa bereits in barbarischen Verhältnissen leben. Gibt es Möglichkeiten, diese Entwicklung zu stoppen? Die konjunkturelle Analyse der Cultural Studies kann helfen, Antworten zu finden.

Auch wenn Grossbergs und Gilberts Bestimmung dieser Methode als zentral für die Birmingham School nachvollziehbar ist, möchte ich darauf hinweisen, dass es zum einen im Bereich der Cultural Studies

noch weitere Ansätze einer kritischen Kulturanalyse gibt. So sind z.B. die Ansätze von Michel de Certeau (1988) und John Fiske (2016) zu erwähnen, die im Körper und im Unbewussten ein Widerstandspotential gegen gesellschaftliche Disziplinierungen und Kontrollen vermuten. Diese Kunst des Eigensinns (Winter 2017) entfaltet sich in gesellschaftlichen Praktiken. Auch der Protest der *Gilets Jaunes* hätte sich mit einer konjunkturellen Analyse wahrscheinlich nicht vorhersehen lassen. Jacques Rancières (1995) Bestimmung von Politik als ein Einfordern von Gleichheit in einer polizeilichen Ordnung liefert aber eine nachvollziehbare Erklärung für die Ereignisse in Frankreich. Leider ist sein Ansatz bisher in den Cultural Studies kaum rezipiert worden, obwohl er es ermöglicht, von der Analyse von Ideologien und Diskursen zu der Untersuchung von Praktiken zu gelangen (ebd.). Nicht nur der lange Kampf um Hegemonie, auch politische Ereignisse können zu einer neuen Aufteilung des Sinnlichen führen. Zum anderen stellen, wie wir gesehen haben, Cultural Studies den Versuch dar, gesellschaftliche und kulturelle Problematiken inter- bzw. transdisziplinär zu untersuchen und Formen möglicher Intervention aufzuzeigen. Dabei hängt es aber von der jeweiligen Fragestellung ab, welche Theorien und Methoden genutzt werden können, um eine kritische Kulturanalyse zu betreiben (vgl. Winter 2019). Cultural Studies sollten mehr als die Analyse von Ideologien und Diskursen in der Tradition von Gramsci, Althusser und Foucault sein. Vor allem Stuart Hall (2016) hat immer wieder diese Offenheit betont und Cultural Studies als eine Form des »theorizing« bestimmt. Wir werden seinem Erbe am ehesten gerecht, wenn wir versuchen, diese Qualität zu bewahren.

Respondenz

Jeremy Gilbert

Zunächst möchte ich der Zeitschrift für Kulturwissenschaften und den Kolleg*innen, die auf meinen Essay geantwortet haben, für diese wunderbare Gelegenheit zum Dialog und für die ernsthafte inhaltliche Auseinandersetzung danken. Ich fühle mich sehr geehrt, zu dieser Intervention eingeladen worden zu sein und auf diese klugen Antworten reagieren zu können. Ich antworte nacheinander auf die Beiträge.

1) Färber thematisiert vor allem die potenziellen Beziehungen zwischen *conjunctural analysis* und der Assemblageforschung/Akteur-Netzwerk-Theorie, was mir ausgesprochen wertvoll erscheint und auch als derzeit besonders aktuelle Frage. Zwischen beiden besteht sicherlich eine interessante Affinität und ich zweifle nicht daran, dass sie zusammengebracht werden könnten – auch auf höchst produktive Weise. Beide Ansätze wollen so detailreich und spezifisch wie möglich gesellschaftliche Formationen kartieren. Allerdings gilt es auch einige Hindernisse zu bedenken. Zum einen leitet sich die ›Assemblage-theorie‹, zumindest in meinem Verständnis des Begriffes, direkt von bestimmten Lesarten der Ideen und Ansätze von Deleuze und Guattari her, die vor allem mit DeLanda und Latour verbunden sind. Tatsächlich bezieht sich der einflussreichste Proponent der *conjunctural analysis* der letzten Jahre, Lawrence Grossberg, schon seit vielen Jahren sehr stark auf die Begriffe von Deleuze und Guattari, vor allem auf den Begriff *assemblage*/Gefüge, die er in Verbindung mit anderen Begrifflichkeiten verwendet, die zum Beispiel von Gramsci kommen. Der Unterschied zwischen dieser Aneignung von Deleuze und Guattari und derjenigen zum Beispiel DeLandas besteht darin, dass Grossberg die marxianische Ausrichtung der beiden Autoren beibehält, wohingegen letzterer explizit antimarxistisch argumentiert. Wie DeLandas ›Assemblage-theorie‹ distanziert sich auch

die ANT meist sehr aggressiv und polemisch vom Marxismus und von Varianten von ›kritischer Theorie‹ oder historischen Erklärungsversuchen, die strukturierten Machtungleichheiten eine gewisse kausale Kraft zusprechen. Es wäre allerdings mit Sicherheit falsch zu sagen, dass die Verwendung des Begriffes *assemblage* kritische Analysen von Machtbeziehungen verunmöglicht, schließlich leitet sich der Begriff von D&G her, die ja in allererster Linie Kritiker und Analytiker von Machtbeziehungen jeglicher Art und auf jeglicher Ebene sind. Andererseits entsteht die Trennlinie zwischen insbesondere der ANT und kritischen Ansätzen eher daher, dass sie von ANT-Proponenten wie Law und Latour selbst gezogen wird, als dass sie von ihren Kritikern käme.

Ich persönlich halte diese polemischen Gesten allerdings für völlig unnötig, es gibt keinen Grund, warum ein ANT-Ansatz nicht sehr fruchtbar zusammen mit einer *conjunctural analysis*-Unternehmung oder als integraler Teil einer solchen verfolgt werden sollte. Mir scheint es im Gegenteil sehr wünschenswert, diese Art von Arbeit zu beginnen. Zum Beispiel müsste jeder Versuch, die Politik der Drogenprohibition (und den Widerstand dagegen) heute zu verstehen, ganz Unterschiedliches berücksichtigen: die makro-ökonomischen, makrohistorischen Gründe für die Einsetzung des internationalen Prohibitionsregimes sei dem späten 19. Jahrhundert, die Rolle mächtiger medialer Handlungsträger bei der Propagierung eines großen Spektrums von rassistischen und pseudowissenschaftlichen Theorien seit dieser Zeit, die Beziehungen zwischen Akteurs- und Aktantennetzwerken bei der tatsächlichen Formulierung und Implementierung zeitgenössischer juristisch-medizinischer Politiken, die materiellen und psychosozialen und bio-technischen Affordanzen bestimmter chemischer Substanzen usw.

Über die deutsche akademische Lage kann ich nichts Fundiertes sagen. Ich kann aber sagen, dass ein derartiges Projekt, das einen so umfassenden, multiskalaren Ansatz verfolgt, in der heutigen Universitätslandschaft des UK, mit Blick auf welches Thema auch immer, zwar nicht unvorstellbar ist, es aber höchst unwahrscheinlich bleibt, dass ein solches Projekt tatsächlich unternommen würde. Der Grund dafür ist simpel: Ein derartiges Projekt würde hohe Fördersummen beanspruchen, es würde viel Zusammenarbeit über Disziplingrenzen hinweg erfordern sowie ein Bekenntnis zu ressourcenintensiver empirischer Forschung und zu spekulativer Analyse mit offenem Ende. Die Tendenzen der Neoliberalisierung, Professionalisierung und Kommerzialisierung, die unseren Universitätssektor seit den 1980er-Jahren prägen, stehen dieser Möglichkeit aber entgegen. Das soll jedoch keinesfalls heißen, dass so etwas als Resultat zukünftiger Arbeiten nicht anstrebenswert wäre. Eine produktive Interaktion von *conjunctural analysis*/Cultural Studies mit der ANT/Assemblage-theorie wäre in einem gesunderen institutionellen Umfeld vermutlich längst auf dem Weg.

2) Zu Trots Beitrag kann ich nur sagen, dass ich jedem Wort zustimme und diese Einsichten sehr zu schätzen weiß. Für mich persönlich, das möchte ich hinzufügen, ist es eine seltsame Vorstellung, dass Queer Studies etwas sind, das gänzlich separat von Cultural Studies existiert. Damit will ich nicht den Beitrag kritisieren, sondern meine eigene intellektuelle Biografie kenntlich machen. An den Universitäten des UK etablierten sich Queer Studies als notwendiger Bestandteil von Cultural Studies und nicht als separate Disziplin, die mit ersteren gewisse Affinitäten hat – ganz ähnlich, wie sich weite Teile der postkolonialen und feministischen Studien in den ›härteren‹ Sozialwissenschaften (weniger in den Ergänzungen des ursprünglichen Anliegens der Cultural Studies, der Klassen-Machtverhältnisse,

entwickelten. Die Situation in den USA ist beispielsweise eine ganz andere, dort entwickelten sich diese Felder entlang halbwegs paralleler, institutionell getrennter Linien, bevor sie dann seit den 1990er-Jahren verstärkt Resonanzen entwickelten und hier und da auch konvergierten. Das mag daran liegen, dass die entsprechenden politischen Bewegungen (Schwulen-/Lesbenbewegung, Frauenbewegung, Antirassismus) in Großbritannien stärker mit dem Milieu der *New Left* zusammenhingen, aus dem auch die Cultural Studies entstanden, und innerhalb dieses Milieus miteinander verbunden waren, als das in den USA der Fall war, vor allem mit Blick auf die Zeit zwischen 1975 und 1990.

Es ist auch eine nützliche und relevante Beobachtung, dass die Queer Studies in jüngerer Zeit verstärkt konjunktural denken mussten, gerade weil sich die politisch-kulturellen Bedingungen, unter denen sie operieren, so stark verändert haben. So sind britischen Wahlforscher*innen und Soziolog*innen zufolge die Wandlungen der gesellschaftlichen Einstellungen zu gleichgeschlechtlichen Beziehungen der drastischste Fall sozio-politischen Meinungswandels seit den 1980er-Jahren. Das ist eine unerwartete Entwicklung der liberal-kapitalistischen Gegenwartskultur, die von der politischen Queer Theory ausführlich thematisiert wurde – auch deshalb, weil in einer Welt, in der rechte Geschäftsleute und konservative Politiker*innen offen schwul oder lesbisch leben, die politische Ausrichtung queerer Subjektivität nicht in derselben Weise vorausgesetzt werden kann, wie das vor der Zeit um 1990 möglich schien. Schlussendlich würde ich noch hinzufügen, dass Queer Theory und Queer Studies seit den 1970er-Jahren wichtige Werkzeuge zum Repertoire der konjunkturalen Analyse hinzugefügt haben, vor allem, indem sie zeigen, inwiefern die Stabilisierung bestimmter sexualisierter Identitäten und die variable Verteilung bestimmter Freiheiten und Vergnügen innerhalb von bzw. zwischen Bevölkerungen immer ein wesentlicher Bestandteil einer jeden Konjunktur ist.

3) Aus Schwells erhellendem Kommentar ergibt sich ein wichtiges Korrektiv für mögliche Missverständnisse hinsichtlich meiner Position. Zunächst einmal ist es mir wichtig festzuhalten, dass ich ihren Ausführungen darüber, was Kultur ist oder welche Rolle sie spielt, an keinem Punkt widersprechen würde. Allerdings habe ich den Eindruck, dass sie meine These, dass Kultur durch Machtbeziehungen/-verhältnisse konstituiert wird, missverstanden hat. Dafür wären allerdings meine Formulierungen verantwortlich, sodass ich dankbar bin, diese Punkte hier noch einmal deutlicher zum Ausdruck bringen zu können. Um es klar zu sagen: Mein Verständnis soll keinerlei Strukturdeterminismus implizieren. Wie Schwell richtigerweise in Erinnerung ruft, ist Kultur mehr als eine »abhängige Variable politischer und ökonomischer Prozesse« (Schwell i.d.H.: 122). Welche Form und welches Maß an Autonomie wir ›Kultur‹ oder denjenigen, die sie herstellen, zusprechen sollten, ist die vermutlich älteste Frage der Humanwissenschaften – und wir werden sie auch hier nicht klären können. Aber es ist dennoch eine lohnende Diskussion. Kommen wir also zunächst darin überein, dass auf der Ebene der kulturellen Praxis, der alltäglichen Verhaltensweisen und der sozialen Bedeutungskonstruktionen immer ein Grad von Autonomie besteht. Das ist nicht nur offensichtlich wahr, ohne diese Feststellung gäbe es auch keine Cultural Studies. Zugleich existieren offensichtlich andere Traditionen in den Kulturwissenschaften, die vor allem von liberalen und romantischen Ideen geprägt sind und ›Kultur‹ (wie weitreichend sie sie auch immer definieren) als einen Bereich verstehen wollen, der von übergreifenden Machtverhältnissen/-beziehungen abtrennbar ist bzw. von ihnen unangetastet bleibt. Das Konzept Cultural Studies definiert sich gerade gegen diese Annahmen, was allerdings auch für viele Arbeiten in der Tradition der Ethnologie/Sozial- und Kulturanthropologie gilt. Für mich ist das Verständnis zentral (was aber *keinesfalls* heißen soll, dass das die einzige nützliche Perspektive wäre!), dass jeder einzelne Akt und jedes

einzelne Beispiel von ›Kultur‹, das Schwell anführt, in sozialen Kontexten stattfindet, die von politischen und ökonomischen Kräften geprägt oder geformt (*shaped*) worden sind. Geformt heißt hier nicht dasselbe wie ›determiniert‹, und diese Unterscheidung ist absolut zentral. Mit geformt meine ich lediglich, dass sie bestimmte Grenzen und Parameter schaffen und damit manche Handlungsoptionen ermöglichen oder mehr oder weniger wahrscheinlich machen. Meine These, dass ›Kultur‹ der ›Politik‹ nicht vorausgeht, sollte mitnichten einem ökonomischen Determinismus das Wort reden. Ich betone deshalb noch einmal, dass es mir an dieser Stelle um die Zurückweisung einer Annahme und Formulierung geht, die direkt aus dem jüngeren politischen Diskurs der US-amerikanischen radikalen Rechten kommt, nicht um eine generalisierbare Aussage hinsichtlich der relativen Determiniertheit oder Autonomie von ›Politik‹ und ›Kultur‹.

Mein Punkt ist, ganz im Sinne Foucaults, dass es tatsächlich keinen Bereich von Praxis gibt, »die den Menschen in seiner materiellen Umwelt, aber auch sein[em] Fühlen, seine[r] Körperlichkeit« (Schwell i.d.H.:122) umfasst, um Schwell zu zitieren, oder »unsere[n] Körper, unser Fühlen, unsere Selbst- und Fremdwahrnehmungen« (ebd.), der nicht seinerseits auf allen Maßstabebenen von Machtbeziehungen/-verhältnissen geformt wird und von ihnen durchzogen ist. Das ist mit Sicherheit nicht nur eine Frage der Reproduktion von Klassenverhältnissen, wobei auch diese, wie wir von Bourdieu wissen, im Bereich des Alltagslebens und der materiellen Kultur ständig mitläuft. Es geht mir darum, dass in Kultur immer Machtverhältnisse immanent sind und erstere deshalb nicht separat von letzteren gedacht werden kann, und darum, dass jede ›kulturelle‹ Situation in Kontexten stattfindet, die in Teilen von ökonomischem und politischen Machtverhältnissen geformt wurden. Die Affordanzen jener Kontexte werden ebenfalls von solchen Beziehungen/Verhältnissen eingeschränkt – wobei natürlich auch jedes Set von ökonomischen

und wirtschaftlichen Verhältnissen von ›kulturellen Faktoren‹, Annahmen und Herausforderungen überdeterminiert wird. Damit will ich natürlich nicht sagen, dass heutige Kulturanthropolog*innen diese Lektion erst von mir oder aus meinen Quellen lernen müssten, ich will damit lediglich mein Verständnis des Verhältnisses von ›Kultur‹ und ›Politik‹ verdeutlichen. Wie Schwell schreibt, sollten »Objekte, Artefakte, Diskurse, Stile [...] nicht als abhängige Variable materieller Bedingungen und resultierende Ausdrucksform angesehen [werden], sondern als in Lebenswelten eingebettet und zugleich durch gesellschaftliche, politische und ökonomische Faktoren geformt« (ebd.). Hier sind wir uns rundum einig.

Zugleich lässt sich auch darüber diskutieren, inwiefern Cultural Studies und Ethnologie teilweise auch unterschiedliche Ziele verfolgen, wenn sie Kultur untersuchen. Innerhalb der Ethnologie gibt es eine ehrbare Tradition der Ethnografie und der »dichten Beschreibung« um ihrer selbst willen: Es geht darum, detailreiche und in sich schlüssige Berichte darüber zu geben, wie soziale Gruppen leben und Sinn erzeugen, ohne dass damit weitergehende analytische oder politische Ziele verfolgt würden. Weder habe ich damit ein prinzipielles Problem noch ist es, ganz offensichtlich, die einzige Art von Ethnologie, aber es ist doch ein anderes Ziel als das der ›klassischen‹ Cultural Studies. Cultural Studies haben politisch und analytisch motivierte Gründe für die Untersuchung von Kultur, die sich von einer bestimmten Tendenz zur reinen Beschreibung in der Ethnologie unterscheiden. Das gilt nicht für die gesamten Cultural Studies und schon gar nicht für die gesamte Ethnologie, aber dennoch ist es im Sinne der Klarheit und der gegenseitigen Verständigung sinnvoll, solche unterschiedlichen Tendenzen zu benennen.

4) Wie Winter richtig anmerkt, ist an meiner Betonung der zentralen Rolle der Analyse von Konjunkturen innerhalb der Cultural Studies wenig neu und sie entspricht in weiten Teilen dem, was Grossberg vertritt.

Wenn es einigen unserer Gesprächspartner*innen auf die Nerven geht, dass wir ständig von *Policing the Crisis* reden, kann ich das durchaus nachvollziehen. Ich möchte aber auch auf den obigen Kommentar zu den institutionellen Bedingungen, in denen wir uns heute wiederfinden, verweisen. Ehrlich gesagt befürchte ich, dass wir nicht aufhören werden, über *Policing the Crisis* zu sprechen, bis die institutionellen Bedingungen, in denen das Buch entstand (z.B. sowohl ausreichende Finanzierung als auch intellektuelle Freiheiten an den Universitäten), zurückkehren und wieder vergleichbare Projekte ermöglichen.

Und ja, mit Sicherheit hatten und haben Texte und Quellen jenseits der klassischen Birmingham-Schule der 1970er in den Cultural Studies großen Einfluss. Wie Rainer Winter schreibt, waren auch Fiske und sein Denkmeister de Certeau höchst einflussreich, zumindest im englischsprachigen Bereich, aber meine These wäre, dass es damit 1988 auch schon wieder vorbei war. Was längerfristige Impulse angeht, so wurden Foucault und Judith Butler in den Cultural Studies seit den frühen 1990er-Jahren vermutlich häufiger zitiert und hatten mehr Einfluss als diejenigen, die Winter oder ich zitieren. Auf Rancière, dessen Arbeiten Winter als zu wenig genutzte Denkreisource für die Cultural Studies nennt, beziehen sich z.B. einige Forscher*innen meiner Generation wie Paul Bowman und Richard Stamp. Winters treffende Beobachtung wirft eine Frage auf, die möglicherweise noch wichtiger ist als die anderen, um die es hier bislang ging: Warum interessieren sich so viele jüngere Forscher*innen immer noch (oder wieder) für einen eher Gramscianischen Zugang zur kulturellen und politischen Analyse (vgl. z.B. Bramall 2012), wohingegen es schwer fällt, eine solche Kontinuität oder ein Revival des Interesses an den Ideen von John Fiske auszumachen und der Rancière-Moment in den anglophonen Cultural Studies, wie es mir zumindest scheint, auch schon wieder hinter uns liegt? Meiner Ansicht nach sind Denker wie Fiske und de Certeau fraglos nützlich, um die autonome, taktische

Kreativität von kulturellen und sozialen Akteur*innen (Produzent*innen oder Publika) herauszuarbeiten. Rancière ist ein interessanter Philosoph, der allgemeine normative Prinzipien für ein Verständnis des Politischen und der Ästhetik als solchen entwickelt. Wenn man etwas Substanzielles über sich wandelnde oder fortlebende Formen von Macht in einer Epoche des fortgeschrittenen Kapitalismus sagen möchte, dann bieten all diese Denker aber eher wenig an intellektuellen Ressourcen.

Winter zieht das Beispiel der *Gilets Jaunes* heran, ein wichtiges Phänomen der Gegenwart. Ich stimme ihm hier völlig zu: Genau diese Art von Phänomen sollten zeitgenössische Cultural Studies beziehungsweise Konjunkturanalysen erklären können. Ich stimme auch zu, dass eine gramscianische Perspektive sie möglicherweise nicht hätte vorhersagen können. Aber hätten Rancière oder de Certeau die genaue Form, in der diese Protestbewegung entstanden ist, besser vorhersagen können? Vorhersagen sind immer ein schwieriges Geschäft, wenige Erklärungsrahmen innerhalb der Geisteswissenschaften können von sich behaupten, dazu verlässlich in der Lage zu sein. Wenn es aber um analytische Intelligibilität geht, und weniger um Vorhersagen, dann denke ich, dass das *Gilets-Jaunes*-Phänomen innerhalb des *conjunctural analysis*-Rahmens gänzlich intelligibel ist – eher als in einem, der an Rancière oder de Certeau angelehnt ist. Letzterer könnte uns sicherlich wichtige Hinweise geben, aber er könnte am Ende nicht viel mehr sagen, als dass Widerstand stattfinden kann, überall und zu allen Zeiten. Rancière könnte uns nur sagen, dass in Gruppen, die in bestehenden politischen Verhältnissen marginalisiert sind, immer Forderungen nach Gleichheit oder ein Unvernehmen gegenüber konsensuellen Normen entstehen werden.

Meine These wäre, dass nur eine tatsächliche konjunkturale Analyse erklären kann, warum dieser Widerstand die Form angenommen hat, die er angenommen hat. Offensichtlich stellen die *Gilets Jaunes*

nicht nur einen Ausbruch taktischer Kreativität dar und sie erheben auch nicht nur generisch die Forderung nach Gleichheit, sondern sie weisen organisiert und systematisch die Handlungsunfähigkeit und Illegitimität der professionell-politischen Klasse zurück, die sich in den letzten Jahrzehnten in den meisten kapitalistischen Ländern verfestigt hat und für die Macron der ideale Repräsentant ist. Diese Klasse durchläuft seit 2008 eine Legitimierungskrise, weil sie es nicht vermochte, den Bevölkerungen die gleiche Kompensation (also ein immer höheres Niveau privaten Konsums) zu bieten, die sie ihr seit den 1970er-Jahren im Ausgleich für den allgemeinen Niedergang der Demokratie und für neue soziale Ungleichheiten hatte bieten können. Aus dieser Perspektive ist die *Gilets-Jaunes*-Bewegung genau die Widerstandsform, die eine konjunkturale Analyse Frankreichs im Jahr 2017 hätte absehen können und ist im Rahmen einer solchen Analyse auf jeden Fall denk- und erklärbar: Es geht um eine Bewegung, die keiner organisierten Partei oder Fraktion eindeutig zugehört und sich mit einem generischen Symbol des gegenwärtigen Alltagslebens der Arbeiterklasse identifiziert, den Warnwesten, die Bauarbeiter*innen, Sicherheitsleute usw. tragen, nie aber die Mitglieder der Elite von Führungskräften und Managern. Sie verbindet Forderungen wie die nach einer Reform der Benzinbesteuerung mit einer expliziten Kritik der repräsentativen Demokratie. Die zentrale Forderung der *Gilets-Jaunes*-Bewegung lautet heute, die repräsentative Demokratie durch eine direkte zu ersetzen. Das ist ein Symptom dafür, dass Frankreich eine klassische Konsenskrise durchläuft – in mancherlei Hinsicht ganz anders als die Konsenskrise, die Hall et al. 1978 analysierten, in anderer Hinsicht aber auch ganz ähnlich. Falls das Beispiel der *Gilets Jaunes* irgend etwas zeigt, dann doch vor allem, dass – trotz der Versuche von Fiske und anderen – für bestimmte kulturell-politische Analysen kein besserer analytischer Rahmen vorliegt als der in jenem ergrauten alten Text, *Policing the Crisis*.

Dabei sollte das Plädoyer für einen bestimmten analytischen oder methodologischen Ansatz aber nicht als implizite Kritik oder Zurückweisung von anderen verstanden werden. Ich würde niemals behaupten, dass dieser Methode eine einzigartige Autorität zukommt oder dass ihre Aussagen und Voraussetzungen endgültig oder unwiderlegbar wären. Eine fundamentale Annahme der Cultural Studies lautet in diesem Sinn, dass die Art von komplexer Analyse von Konjunkturen, um die es geht, immer multi-disziplinär und interdisziplinär sein muss. Wenn Analytiker wie Hall, Grossberg und ich gelegentlich intellektuelle Interventionen unternommen haben, um nationale *conjunctures* auf einer bestimmten Maßstabsebene auszumachen und zu analysieren, dann konnten wir das fraglos nur tun, indem wir uns auf die Arbeit von Kolleg*innen stützten, die einer anderen Art von intellektueller Praxis nachgingen, von der Ethnologie und Ethnografie bis hin zur politischen Ökonomie und statistischen Soziologie. Die Analyse von Konjunkturen ist in diesem Sinn unweigerlich eine provisorische, experimentelle und *kollegiale* Praxis und ein dementsprechender Ansatz. In diesem Geist möchte ich meinen Kolleg*innen erneut für ihre Einsichten, ihre Herausforderungen und die großartige Gelegenheit zur Reflexion über das, was unsere Praktiken ausmacht, danken.

Literatur

- ALTHUSSER, Louis (2005 [1969]): »Contradiction and Overdetermination«. In: Ders.: *For Marx*. Übersetzt von Ben Brewster, London: Verso, 87–128.
- BACHMANN-MEDICK, Doris (2017): »Jenseits der Konsensgemeinschaft. Kulturwissenschaften im socio-political turn?«. In: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 2, 105–111.
- BECKETT, Andy (2016): *Promised You a Miracle: Why 1980-82 Made Modern Britain*, London: Penguin.
- BECKETT, Francis/HENCKE, David (2009): *Marching to the Fault Line: The 1984 Miners' Strike and the Death of Industrial Britain*, London: Constable.
- BERLANT, Lauren G. (2011): *Cruel optimism*, Durham: Duke University Press.
- BEWES, Timothy/GILBERT, Jeremy (2000): *Cultural Capitalism. Politics after New Labour*, London: Lawrence & Wishart.
- BRAMALL, Rebecca/PITCHER, Ben (2013): »Policing the Crisis, or, why we love *The Wire*«. In: *International Journal of Cultural Studies* 16: 1, 85–98.
- BRAMALL, Rebecca/Gilbert, Jeremy/Meadway, James (2012): *The Cultural Politics of Austerity: Past and Present in Austere Times*, Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- BRAMALL, Rebecca et al. (2016): »What is austerity?«. In: *New Formations* 87, 119–140.
- BRENNER, Neil et al (2011): »Assemblage urbanism and the challenges of critical urban theory«. In: *City* 15, 225–240.
- CHAKKALAKAL, Silvy (2014): *Die Welt in Bildern. Erfahrung und Evidenz in Friedrich J. Bertuchs ›Bilderbuch für Kinder‹*, Göttingen: Wallstein.
- CLARKE, John (2010): »Of Crises and Conjunctures: The Problem of the Present«. In: *Journal of Communication Inquiry* 34: 4, 337–354.
- CLARKE, John/NEWMAN, Janet (2017): »People in this country have had enough of experts.« Brexit and the paradoxes of populism«. In: *Critical Policy Studies* 11: 1, 101–116.
- CLARKE, John/NEWMAN, Janet (2019): »What's the subject?« Brexit and politics as articulation«. In: *Journal of Community and Applied Social Psychology* 29: 1, 67–77.
- DAVISON, Sally/FEATHERSTONE, David/SCHWARZ, Bill. (2017): »Introduction: Redefining the Political«. In: Stuart Hall, *Selected Political Writings: The Great Moving Right Show and other Essays*, hg. von Sally Davison et al., Durham: Duke University Press, 1–15.

- DEAN, Tim (2009): *Unlimited Intimacy: Reflections on the Subculture of Barebacking*. Chicago: University of Chicago Press.
- DEAN, Tim/LANE, Christopher (Hg.) (2001): *Homosexuality & Psychoanalysis*. Chicago: University of Chicago Press.
- DE CERTEAU, Michel (1988): *Kunst des Handelns*, Berlin: Merve.
- DEMIROVIC, Alex/BOJADŽIJEV, Manuela (Hg.) (2002): *Konjunkturen des Rassismus*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- DEMIROVIC, Alex (2013): »Multiple Krise, autoritäre Demokratie und radikaldemokratische Erneuerung«. In: *PROKLA. Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft* 43: 171, 193–215.
- DEMIROVIC, Alex (2018): »Autoritärer Populismus als neoliberale Krisenbewältigungsstrategie«. In: *PROKLA. Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft* 48: 190, 27–42.
- DUGGAN, Lisa (2003): *The Twilight of Equality? Neoliberalism, Cultural Politics, and the Attack on Democracy*, Boston, MA: Beacon.
- DWORKIN, Dennis (2012): *Cultural Marxism in Post-war Britain: History, the New Left, and the Origins of Cultural Studies*, Durham: Duke University Press.
- EDER, Klaus (1999): »Integration durch Kultur? Das Paradox der Suche nach einer europäischen Identität«. In: *Kultur, Identität, Europa. Über die Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer Konstruktion*, hg. von Reinhold Viehoff/Rien T. Segers, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 147–179.
- EGE, Moritz (2013): »Ein Proll mit Klasse«. *Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten unter jungen Männern in Berlin*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- EGE, Moritz (2014): »Tübingen/Birmingham: Empirische Kulturwissenschaft und Cultural Studies in den 1970er-Jahren«. In: *Historische Anthropologie* 22: 2, 149–181.
- ENG, David L./HALBERSTAM, Jack/MUÑOZ, José Esteban (2005): »Introduction: What's Queer About Queer Studies Now?«. In: *Social Text* 84–85, 23: 3–4, 1–17
- ERIBON, Didier (2017): *Gesellschaft als Urteil*. Aus dem Französischen von Tobias Haberkorn, Berlin: Suhrkamp.
- FÄRBER, Alexa (2014): »Low-budget Berlin: Towards an understanding of low-budget urbanity as assemblage«. In: *Cambridge Journal of Regions, Economy and Society* 7, 119–136.
- FISKE, John (2016 [1993]): *Power Plays - Power Works*, London/New York: Routledge (zweite Auflage).
- GALARDO, Helio (1990): *Fundamentos de Formacion Politica. Análisis de Coynuntura*, San José: Editional DEI.
- GALLAS, Alexander (2017): »Revisiting Conjunctural Marxism. Althusser and Poulantzas on the State«. In: *Rethinking Marxism* 29: 2, 256–280.
- GEERTZ, Clifford (2000): *Available Light: Anthropological Reflections on Philosophical Topics*, Princeton: Princeton University Press.
- GILBERT, Jeremy (2004): »The Second Wave: The Specificity of New Labour Neo-Liberalism«. In: *Soundings* 26, 25–45.
- GILBERT, Jeremy (2008): *Anticapitalism and Culture: Radical Theory and Popular Politics*, Oxford: Berg.
- GILBERT, Jeremy (2015): »The Long 90s is over«, <https://jeremygilbertwriting.wordpress.com/2015/09/14/the-long-90s-is-over/> (01.06.2019).
- GILBERT, Jeremy (2016): »Corbynism and its Futures«. In: *Near Futures Online* 1: 1, <http://nearfuturesonline.org/corbynism-and-its-futures> (01.06.2019).
- GILROY, Paul (1993): *The Black Atlantic: Modernity and Double Consciousness*, London: Verso.
- GILROY, Paul (2004): *Between Camps: Nations, Cultures and the Allure of Race*, London, New York: Routledge.
- GLICK-SCHILLER, Nina / POVRZANOVIC FRYKMAN, Maja (2018): »Transnational Regimes and Migrant Responses in an Altered Historical Con-juncture«. In: *Nordic Journal of Migration Research* 8: 4, 199–200.
- GOPINATH, Gayatri (2005): *Impossible Desires: Queer Diasporas and South Asian Public Cultures*, Durham: Duke University Press.

- GRAMSCI, Antonio (1971): *Selections from the Prison Notebooks*, London: Lawrence & Wishart.
- GRAYSON, Deborah/ LITTLE, Ben (2017): »Conjunctural analysis and the crisis of ideas«. In: *Soundings* 65, 59–75.
- GROSSBERG, Lawrence (1992): *We Gotta Get out of This Place: Popular Conservatism and Postmodern Culture*, New York u.a.: Routledge.
- GROSSBERG, Lawrence (2005): *Caught in the Crossfire: Kids, Politics, and America's Future*, Boulder: Paradigm Publishers.
- GROSSBERG, Lawrence (2008): »Haben die Cultural Studies Zukünfte? Sollten sie mehrere haben? (Oder was ist los mit New York?)«. In: *Die Perspektiven der Cultural Studies. Der Lawrence-Grossberg-Reader*, hg. von Rainer Winter, Köln: Herbert von Halem, 134–179.
- GROSSBERG, Lawrence (2010): *Cultural Studies in the Future Tense*, Durham: Duke University Press.
- GROSSBERG, Lawrence (2018): *Under the Cover of Chaos. Trump and the Battle for the American Right*, London: Pluto.
- GROSSBERG, Lawrence (2019): »Cultural studies in search of a method, or looking for conjunctural analysis«. In: *new formations* 96/97, 38–68.
- HALBERSTAM, Jack (2005): *In a Queer Time & Place: Transgender Bodies, Subcultural Lives*, New York: New York University Press.
- HALBERSTAM, Jack (2011): *The Queer Art of Failure*, Durham: Duke University Press.
- HALL, Stuart (1990): *The Hard Road to Renewal: Thatcherism and the Crisis of the Left*, London: Verso.
- HALL, Stuart (2005): »New Labour's Double-shuffle«. In: *Review of Education, Pedagogy, and Cultural Studies* 27: 4, 319–335.
- HALL, Stuart/CRITCHER, Chas/JEFFERSON, Tony, et al. (1978): *Policing the Crisis: Mugging, the State and Law and Order*, London: Macmillan.
- HALL, Stuart/MASSEY, Doreen (2010): »Interpreting the Crisis«. In: *Soundings* 44 (Spring), 57–71.
- HALL, Stuart (2011): »The Neoliberal Revolution«. In: *Cultural Studies* 25: 6, 705–728.
- HALL, Stuart/MASSEY, Doreen/RUSTIN, Michael (2013): »After neoliberalism: analyzing the present«. In: *After Neoliberalism? The Kilburn Manifesto*, hg. von Stuart Hall/Doreen Massey/Michael Rustin, London: Lawrence & Wishart, 3–19.
- HALL, Stuart (2016): *Cultural Studies 1983: A Theoretical History*, hg. von Jennifer Daryl Slack/Lawrence Grossberg, Durham: Duke University Press.
- HALPERIN, David M. (2012): *How To Be Gay*, Cambridge/Mass.: Harvard University Press.
- HANRATTY, Dave (o.D. [2018]): »Friends is still the most watched show on Netflix«, <https://www.joe.co.uk/entertainment/netflix-friends-194366> (02.05.2019).
- HARNECKER, Marta (1969): *Los conceptos elementales del materialismo histórico*, México: Ed. Siglo XXI.
- HÖRNING, Karl H./REUTER, Julia (2004): »Doing Culture: Kultur als Praxis«. In: *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, hg. von Karl Hörning/Julia Reuter, Bielefeld: transcript, 1–15.
- HOBART, Mark et al. (1997): *Cultural Studies will be the Death of Anthropology*. The Group for Debates in Anthropological Theory, Debate No.8, Manchester: Dept. of Social Anthropology, University of Manchester.
- KASCHUBA, Wolfgang (1995): »Kulturalismus: Kultur statt Gesellschaft?«. In: *Geschichte und Gesellschaft* 21: 1, 80–95.
- KIENTZ, Sabine (2012): »Von Akten, Akteuren und Archiven. Eine kleine Polemik«, <http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-1867> (28.06.2019)
- LACLAU, Ernesto/MOUFFE, Chantal (1991): *Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus*, Wien: Passagen.
- LAW, John (2009): »Actor network theory and material semiotics«. In: *The New Blackwell Companion to Social Theory*, hg. von B. S. Turner, Malden, Oxford: Blackwell, 141–148.

- LINDNER, Rolf (1980): »Die unbekannte Sozialwissenschaft. Von der Gesellschaftsanalyse zur Lebensweltanalyse«. In: *Ästhetik und Kommunikation* 11, 97–98.
- LINDNER, Rolf (2000): *Die Stunde der Cultural Studies*, Wien: edition parabasen.
- LINDNER, Rolf (2003): »Vom Wesen der Kulturanalyse.« In: *Zeitschrift für Volkskunde* 99, 177–188.
- LUKÁCS, Georg (1923): *Geschichte und Klassenbewusstsein*. Studien über marxistische Dialektik, Berlin: Malik.
- MARX, Karl (2007 [1852]): *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*. Kommentar von Hauke Brunkhorst, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- MASSEY, Doreen (2005): *For Space*, London u.a.: SAGE.
- MCRROBBIE, Angela (2008): *The Aftermath of Feminism*, London u.a.: SAGE.
- MILBURN, Keir (2019): *Generation Left. Radical futures*, Cambridge, Medford: Polity.
- MUÑOZ, José Esteban (2009): *Cruising Utopia: The Then and There of Queer Futurity*, New York: New York University Press.
- NAGLE, Angela (2017): *Kill All Normies: Online Culture Wars From 4Chan And Tumblr To Trump And The Alt-Right*, London: Zero.
- PERGER, Werner A. (1991): »Österreich – eine unendliche Affäre«. In: *DIE ZEIT* 26, 21.06.1991, <https://www.zeit.de/1991/26/oesterreich-eine-unendliche-affaere> (01.07.2019)
- RANCIÈRE, Jacques (1995): *On the Shores of Politics*, London: Verso.
- REYNOLDS, Simon (2005): *Rip It up and Start Again: Post-Punk 1978–84*, London: Faber & Faber.
- ROSENBERG, Jordy/VILLAREJO, Amy (2012): »Introduction: Queerness, Norms, Utopia«. In: *GLQ: A Journal of Gay and Lesbian Studies* 18 (January), 1–18.
- RYAN, Joanna (2001): »Can Psychoanalysis Understand Homophobia? Resistance in the Clinic«. In: *Homosexuality & Psychoanalysis*, hg. von Tim Dean/Christopher Lane, Chicago: University of Chicago Press.
- SCHWANHÄUSSER, Anja (2010): *Kosmonauten des Underground. Ethnographie einer Berliner Szene*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- SEDGWICK, Eve Kosofsky (2008 [1990]): *Epistemology of the Closet*, Berkeley: University of California Press.
- SENNETT, Richard (1983): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt/Main: Fischer.
- STAHL, Geoff (Hg.) (2014): *Poor, but sexy. Reflections on Berlin scenes*, Bern: Peter Lang.
- TSING, Anna (2018): *Der Pilz am Ende der Welt. Über das Leben in den Ruinen des Kapitalismus*, Berlin: Matthes & Seitz.
- WIEGMAN, Robyn (2017): »Sex and Negativity; or, What Queer Theory Has for You«. In: *Cultural Critique* 95 (Winter), 219–243.
- WIEGMAN, Robyn/WILSON, Elizabeth A. (2015): »Introduction: Antinormativity's Queer Conventions«. In: *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies* 26: 1, 1–25.
- WIETSCHORKE, Jens (2014a): *Arbeiterfreunde. Soziale Mission im dunklen Berlin 1911–1933*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- WIETSCHORKE, Jens (2014b): »Historische Kulturanalyse«. In: *Methoden der Kulturanthropologie*, hg. von Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber, Bern: Haupt/UTB, 160–176.
- WILLIAMS, Raymond (1958): *Culture and Society, 1780–1950*, London: Chatto & Windus.
- WILLIAMS, Raymond (1977): *Marxism and Literature*, London: Oxford University Press.
- WILLIAMS, Raymond (1985): *Keywords: A Vocabulary of Culture and Society*. Revised edition, Oxford: Oxford University Press.
- WINTER, Rainer (2017 [2001]): *Die Kunst des Eigensinns. Cultural Studies als Kritik der Macht*, Weiler-swist: Velbrück Wissenschaft.
- WINTER, Rainer (2019): »Praktiken des Eigensinns und die Emergenz des Politischen.« In: *Enigma Agency. Macht*
- ZÖCHLING, Christa (2013): »FPÖ-Generalsekretär Herbert Kickl: Straches Reime-Schmied«. In: *Profil*, 3.10.2013, <https://www.profil.at/oesterreich/fpoe-generalsekretaeer-herbert-kickl-straches-reime-schmied-367308> (01.07.2019).